

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT (SNTU)

Serie A, Band 8

Herausgegeben von DDr. Albert Fuchs
o. Professor an der Theologischen Fakultät Linz

Die „Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt“ (Serie A = Aufsätze) erscheinen seit 1976, mit Originalaufsätzen oder bearbeiteten Übersetzungen sonst schwer zugänglicher Artikel.

Inhaltlich werden wissenschaftlich-exegetische Arbeiten bevorzugt, gelegentlich auch historische und philologische Fragen behandelt.

Alle Manuskripte, Korrekturen, Mitteilungen usw., die die Serie betreffen, werden an den Herausgeber, Prof. DDr. Albert Fuchs, Blütenstr. 17, A-4040 Linz, erbeten. Es wird darum ersucht, die Manuskripte in Maschinschrift einseitig beschrieben, spationiert (auch und besonders die Fußnoten) und in druckreifem Zustand einzusenden (eine Zusammenfassung, deren Umfang 10–15 Zeilen nicht übersteigen soll, ist sehr erwünscht).

Abkürzungen, Zitate und Schreibweise (Angabe von Untertitel, Reihe usw.) sollten den bisher erschienenen Bänden entsprechen bzw. sich nach LThK² und IATG richten. Biblische Namen (mit Ausnahmen) nach den Loccumer Richtlinien, Bibelzitate nach der deutschen Einheitsübersetzung. Hebräische Texte werden in Transkription gedruckt.

Anschriften der Mitarbeiter

I. Broer, Klosterstraße 2, D-5901 Wilnsdorf 2

D. Catchpole, Univ. of Lancaster, Department of Religious Studies, Bailrigg,
Lancaster. LA1 4YG

A. Fuchs, Blütenstraße 17, A-4040 Linz

H. Giesen, Waldstraße 9, Postfach 1127, D-5202 Hennef (Sieg) 1

O. Knoch, Univ. Passau, Michaeligasse 13, Postfach 2540, D-8390 Passau

S. Légasse, 33, avenue Jean Rieux, F-31500 Toulouse

J. Schlosser, 39, Bld. de la Marne, F-67000 Strasbourg

Bei zwei Beiträgen sind die Autoren für die abweichende Zitierweise verantwortlich.

© Prof. DDr. A. Fuchs, Linz 1983. Alle Rechte vorbehalten.

Bestelladresse:

Studien zum Neuen Testament und seiner Umwelt
A-4020 Linz, Harrachstraße 7 / Austria

INHALTSVERZEICHNIS

ALBERT FUCHS	
Durchbruch in der Synoptischen Frage. Bemerkungen zu einer „neuen“ These und ihren Konsequenzen	5
HEINZ GIESEN	
Christliche Existenz in der Welt und der Menschensohn. Versuch einer Neuinterpretation des Terminwortes Mk 13,30	18
JACQUES SCHLOSSER	
Lk 17,2 und die Logienquelle	70
DAVID CATCHPOLE	
Reproof and Reconciliation in the Q community. A study of the tradition-history of Mt 18,15–17.21–22/Lk 17,3–4	79
SIMON LÉGASSE	
Le refroidissement de l'amour avant la fin (Mt 24,12)	91
INGO BROER	
Noch einmal: Zur religionsgeschichtlichen „Ableitung“ von Jo 2,1–11	103
OTTO KNOCH	
Charisma und Amt: Ordnungselemente der Kirche Christi	124
REZENSIONEN	162

REZENSIONEN

G. Strecker - U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese (UTB, 1253), Göttingen 1983 (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht), 156 Seiten, kart. DM 17,80

Es ist wahrscheinlich kaum daran zu zweifeln, daß mit diesem Universitäts-Taschenbuch eine Einführung in die ntl. Exegese geschaffen wurde, die sich wegen ihrer Handlichkeit und ihres in den meisten Gebieten maßvollen Stoffumfangs nicht nur als sehr brauchbar erweisen, sondern die vermutlich von Theologiestudierenden tatsächlich häufig benützt werden wird. Der erschwingliche Preis wird neben der Erwartung, der Inhalt dieser Einführung sei umfangmäßig für den durchschnittlichen Studenten „verkräftbar“, sicherlich manches dazu beitragen.

Die Autoren, Prof. Strecker von Göttingen und sein früherer Assistent Schnelle, informieren den Leser im Vorwort präzise über Anlage und Ziel ihrer Publikation. „Dieses Buch stellt die exegetischen Modelle vor, welche heute in der neutestamentlichen Wissenschaft anerkannt sind. Durch praktische Beispiele und Aufgaben soll es dazu anleiten, diese Methoden bei der Auslegung des Neuen Testaments anzuwenden“ (5). Als zusätzliche Erwartung kommt zum Ausdruck, daß es als Begleitbuch für ntl. Proseminare Verwendung finden soll. Obwohl es dafür u. a. auch bereits die vielfach bewährte „Neutestamentliche Methodenlehre“ von H. Zimmermann - K. Kliesch und das ebenfalls weit verbreitete „Arbeitsbuch zum Neuen Testament“ von H. Conzelmann - A. Lindemann gibt, läßt sich die neue Einführung sicherlich günstig dafür verwenden.

Die Präsentation des Stoffes erfolgt in 10 Kapiteln, abgesehen vom Schlußabschnitt, der mit praktischen Hinweisen zu tun hat, wie eine Proseminararbeit anzufertigen ist. Zunächst referieren die Autoren in der Einleitung über die historische, geistesgeschichtliche Entwicklung, die zum Entstehen der heute praktizierten historisch-kritischen Auslegungsmethode geführt hat. Das ist neu im Vergleich zu den zwei anderen genannten Einführungen und als Vorspann, der die heutige Praxis als Produkt der geschichtlichen Entwicklung begreifen läßt, ein Gewinn. H. J. Genthe bietet mit seiner „Kleine(n) Geschichte der neutestamentlichen Wissenschaft“ zwar etwas entfernt Verwandtes, widmet sich aber doch mehr der Geschichte der Exegese als ihren Voraussetzungen.

Im weiteren werden „Hilfsmittel zum Studium des NT“ vorgestellt und die textkritische Methode besprochen. Obwohl man über das Ausmaß und die Begrenzung der wichtigsten Arbeitsinstrumente verschiedener Meinung sein kann, ver-

mißt man hier unter den exegetischen Kommentarwerken wohl doch das RNT wie unter den Zeitschriften ThRev und ThRu. Als positiv, aber auch als notwendig empfindet man beim Thema Textkritik dagegen eine Einführung und Besprechung von Nestle-Aland, *Novum Testamentum Graece*²⁶ und Huck-Greeven, *Synopse der drei ersten Evangelien*. Neu gegenüber anderen Einleitungen ist das Kapitel „Textanalyse“, das die Herausarbeitung der literarischen Struktur eines Textes zum Ziel hat und sowohl im allgemeinen Teil wie durch das beigefügte Übungsstück eine Vorstellung von der entsprechenden Aufgabe vermittelt. „Quellenkritik“, zusammen mit „Formgeschichte“ und „Hermeneutik“ einer der längsten Abschnitte der Einführung, befaßt sich ausgiebig mit dem synoptischen Problem, erläutert aber auch einschlägige Fragen des Joh-Ev und der paulinischen Briefe. Hier stößt man nun wohl auf einen der interessantesten Abschnitte des ganzen Buches. Die Autoren wagen es nämlich, gegen den bisherigen Weltkonsens (wenn man von Autoren wie Farmer, Boismard, Gaboury u. ä. und ihren komplizierten Hypothesen absieht) bezüglich der Zweiquellentheorie einen neuen Standpunkt einzunehmen. Wenn auch vorsichtig und zurückhaltend, erachten sie nämlich „eine Modifikation der herkömmlichen Zweiquellentheorie“ für „erforderlich“. Die bekannte Auslassung von Mk 6,45–8,26 bei Lk (zwischen 9,17 und 18), die Streichung des Gleichnisses von der selbstwachsenden Saat Mk 4,26–29 und einiger Logien, vor allem aber die über den ganzen Mk-Stoff verstreuten *minor agreements* sind für sie Anlaß und zwingender Grund, eine Modifikation der Zweiquellentheorie zu vertreten, und zwar in Form eines Deuteromarkus, dessen Tätigkeit hauptsächlich in Glättungen des Mk-Textes bestanden hätte. Wenn auch diese Beschreibung das ganze Phänomen kaum angemessen erfaßt, ist die These an sich doch ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung, und deshalb ausdrücklich zu begrüßen.¹

Zum Joh-Ev erfährt der Benützer viel über die Ansichten Bultmanns (von den Autoren kritisiert), aber nichts von den Thesen R. Browns (z. B. „Ringens um die Gemeinde“, Salzburg 1982). Ähnlich knapp ist der Teil über die paulinischen Briefe, wo weder Lindemann noch Trilling noch Brox zu Wort kommen. Das Kapitel „Formgeschichte“ wird neben der allgemeinen Einführung im besonderen an den Gleichnissen und Wundergeschichten abgehandelt; beachtlich ist die kritische Stellungnahme, die die Autoren beziehen und die besonders die Voraussetzungen und das Grundsätzliche der Methode betrifft. Im 7. und 8. Kapitel erläutern die Verfasser die Begriffs- und Motivgeschichte und informieren über die Bedeutung religionsgeschichtlicher Vergleiche. Beides ist ein Fortschritt und eine Hilfe

¹ Vgl. die thematische Auseinandersetzung mit der Position Streckers in dem Beitrag von A. Fuchs, *Durchbruch in der Synoptischen Frage*, S. 5–17 dieses Bandes.

für den, der sich über die ntl. Arbeitsmethoden erst orientieren muß und dem bisherige Einführungen dazu weniger bieten. Die redaktionsgeschichtliche Methode wird nicht nur bei den Synoptikern aufgezeigt, sondern auch im paulinischen und nachpaulinischen Bereich. Trotz des Positiven, daß davon überhaupt die Rede ist, wäre hier ein etwas näheres Eingehen auf die mögliche Existenz von zwei Paulusschulen für Homologomena und Antilegomena – letztere getrennt nach Deutero- und Tritopaulinen – nützlich und wünschenswert gewesen. Dafür ist das gegenüber traditionellen Einleitungen ebenfalls neue Kapitel zur Hermeneutik ausführlich geraten, besonders in historischer Hinsicht. Der Herkunft der Autoren entsprechend wird besonders die protestantische Seite ausführlich vorgestellt, anderes vermißt man gerade darum umso mehr. Die protestantisch-konfessionelle Bindung zeigt sich überhaupt im ganzen Buch immer wieder, leicht sichtbar in der angegebenen Literatur, manchmal zu Lasten sachlicherer Ausgeglichenheit. (So sucht man z. B. in der „Linguistik“ M. Theobald, in der „Formgeschichte“ E. Schick vergeblich, dafür stößt man in der „Redaktionsgeschichte“ auf ausgefallene Arbeiten wie J. Schreiber und A. Schlatter, in der „Quellenkritik“ auf die für eine erste Orientierung wenig brauchbaren Arbeiten von W. Bußmann oder H. H. Stoldt, während W. Soltau und F. Neirynek (agreements) nicht angeführt werden. Zu Dmk ist meine Dissertation von 1971 angeführt, alles Weitere und Wichtigere fehlt.)

Trotz dieser teilweisen Unausgeglichenheit und offenbleibender Wünsche dient diese „Einführung“ aber sicherlich dem angezielten Zweck und kann als ntl. Methodenlehre empfohlen werden.

Linz

A. Fuchs

H. Zimmermann, Neutestamentliche Methodenlehre. Darstellung der historisch-kritischen Methode, neubearbeitet von K. Kliesch, Stuttgart ⁷1982 (Verlag Katholisches Bibelwerk Stuttgart), 330 Seiten, kart. DM 26,80

Der Herausgeber und Bearbeiter der „Neutestamentlichen Methodenlehre“ von H. Zimmermann hat unzweifelhaft recht, wenn er im neuen Vorwort vermerkt, daß sieben Auflagen eines solchen Buches innerhalb von 15 Jahren auf seine Brauchbarkeit und Nützlichkeit verweisen. Man gibt ihm ebenfalls recht, wenn er sich gerade mit Rücksicht darauf bei der Neufassung des Buches an die von Zimmermann selber praktizierte Richtlinie „So viel an Änderung wie nötig, so wenig Änderung wie möglich“ gehalten hat. Den modernen Erfordernissen entsprechend hat Kliesch jedoch ein Kapitel zur ntl. Linguistik (267–307) angefügt, das über die

Konsequenzen der modernen Sprachwissenschaft für die Interpretation des NT informiert. Man merkt es dem Abschnitt an, daß der Autor in diesem Metier bewandert ist, und es gelingt ihm auch, sowohl den allgemeinen Überblick wie die Demonstration an einem konkreten Beispiel (die sich weithin an den Artikel von M. Theobald, *Der Primat der Synchronie vor der Diachronie als Grundaxiom der Literarkritik. Methodische Erwägungen an Hand von Mk 2,13–17/Mt 9,9–13*, in: *BZ 22 (1978) 161–186* hält) einigermaßen verständlich zu halten. Daß es mit dieser Verstehbarkeit in dem zur Diskussion stehenden Bereich nicht immer zum besten bestellt ist, muß ja Kliesch selber eingestehen: „Die seitdem aufgestellten sprachwissenschaftlichen Theorien und Systeme sind so vielfältig, unterschiedlich bis unvereinbar gegensätzlich, daß man die Linguistik mit einem unfafßbaren und vielköpfigen Ungeheuer verglichen hat, das wohl nur schwer oder gar nicht zu bezwingen sei. Die rasante Entwicklung, verbunden mit einer sich ständig wandelnden Terminologie, machen es einer Rezeption der linguistischen Ansätze in der Exegese nicht leicht“ (274). Nichtsdestoweniger kann es nicht schaden, wenn eine methodische Reflexion über das immer schon Praktizierte manches noch verdeutlicht, mehr unbewußte als bewußte Implikationen ans Licht bringt, die in der „normalen“ Exegese viel zu wenig Beachtung fanden. Wenn als Ziel der Analyse der grammatisch-syntaktischen Dimension eines Textes „die Darlegung der Textbegrenzung, der Textgliederung, der Textkohärenz, der Texthaftigkeit, der Textkonstitution“ (282) bzw. als Ziel der semantischen Analyse „die Erfassung von Bedeutung und Inhalt eines Wortes, eines Textelementes, eines Satzes und eines Textes insgesamt“ (283) angegeben wird, täte man sich aber schwer, hier alles für völlig neu zu halten. Dasselbe ist analog zur pragmatischen Analyse zu sagen, die „Schreiben als besondere Form menschlichen Handelns und Texte als Elemente eines kommunikativen Handlungsspieles, eines andauernden Kommunikations- und Interaktionsprozesses zwischen Verfasser und Adressaten in einer historisch-konkreten Situation“ versteht (284f), dabei aber im wesentlichen doch nur die alte Frage nach Verfasser, Adressaten, Entstehungssituation, Absicht des Autors, Form, Gattung und Wirkung der Texte usw. erörtert. Sicherlich „(wird) eine durch die Linguistik geschulte grammatisch-syntaktische Analyse... den formalen Gesichtspunkten vor den inhaltlichen Argumenten den Vorrang geben und dadurch genauer beschreiben können, was zum Beispiel ein Streitgespräch, eine Wundergeschichte, ein Gleichnis oder ein Hymnus ist“ (279), aber trotz allem wird die Überzeugung nicht ganz falsch sein, daß man das von der Linguistik bisher Geleistete auch viel einfacher hätte sagen können und daß außerdem die großen Errungenschaften der Bibelwissenschaft ohne die neue Methode erreicht wurden! Nicht jeder wird also das Richterzitat (281, Anm. 33) so ohne weiteres übernehmen, in dem sinngemäß davon die

Rede ist, daß die „literaturwissenschaftlichen Fragestellungen . . . die historisch-kritischen weithin ersetzen sollen“. Kliesch tut dies selbst schon dadurch nicht, daß er dem linguistischen Kapitel vier andere über die traditionellen Methoden voran gehen läßt, die dem Buch Zimmermanns wohl nach wie vor den maßgeblichen Wert verleihen. Mit all dem soll aber nicht gezeugnet werden, daß die stärkere Berücksichtigung des Textcharakters der ntl. Schriften und des durch sie initiierten Kommunikationsprozesses auf Elemente aufmerksam macht, die besonders in einer atomisierenden, allzusehr auf den bloßen Buchstaben gerichteten Exegese oft zu kurz gekommen sind, sodaß die biblischen Texte nicht zu ihrer vollen Aussage kommen konnten. Wenn man die bekannten Einseitigkeiten der linguistischen Methode als Anfangsschwierigkeiten übersieht, ist sicherlich auch diese Methode geeignet, ihren Beitrag zum Verständnis der biblischen Texte zu leisten. Als Ergänzung und Vervollkommnung ist sie willkommen; als Emporkömmling, der alles Bisherige als falsch und unzureichend verdrängen möchte, wird sie sich kaum durchsetzen.

Zu bedauern sind gerade in einem Lehrbuch die zahllosen Druckfehler, die gerade im letzten Kapitel, aber nicht nur dort, zu finden sind, darunter sinnstörende wie z. B. 291 „mit“ statt „mt“, ein überflüssiges „bei“ S. 280, Anm. 31, falsche Betonung und Schreibung des griechischen Textes, andere Zitationsform in den Fußnoten dieses Kapitels im Vergleich zu den anderen vier, wobei das Alte das international Gültige und Empfehlenswerte ist; teilweise veraltete Auflagenangaben, schlechteres Druckbild als in früheren Auflagen, usw.

Daß in den traditionellen Abschnitten vieles auf neueren Stand gebracht wurde, sei lobend hervorgehoben, wenn der Autor bei der Behandlung der Synoptischen Frage auch keine Ahnung von der Tragweite der agreements zu haben scheint, wie sich besonders in der Weitergabe der bisherigen Erklärung des Senfkorn/Sauer-teiggleichnisses dokumentiert. (Auf Näheres kann hier nicht eingegangen werden). Insgesamt ist diese Bearbeitung aber ein Schritt nach vorn, der die Brauchbarkeit der Methodenlehre bis auf weiteres sichert.

Linz

A. Fuchs

J. B. Orchard, A Synopsis of the four gospels in Greek arranged according to the two-gospel hypothesis, Edinburg 1983 (T. & T. Clark), XXXIV + 342 Seiten, geb. £ 11,95

Diese neue Synopse setzt sich zum Ziel, für die sogenannte Owen-Griesbach-Hypothese ein Arbeitsmittel zu schaffen, das der zugrundeliegenden Meinung

bezüglich der historischen Entstehungsverhältnisse der Evangelien und ihrer Abhängigkeit voneinander zum Durchbruch verhelfen soll. Nach Überzeugung des Verfassers wurden die Evangelien in der Reihenfolge Mt, Lk, Mk, Joh geschrieben, und dementsprechend ist auch der Text des Lk-Ev in der Mitte der synoptischen Spalten gedruckt (Joh wird wie üblich nur der Vollständigkeit halber beigegeben). Der Benutzer soll nicht durch das heute übliche Schema, das Mk in die Mitte setzt und aufgrund der Priorität seines Textes zum Bezugspunkt für die Seitenreferenzen macht, irregeführt werden. Die Ausarbeitung dieser Anlage, die 10 Jahre Arbeit erfordert und sicher auch viel Kosten verursacht hat, ist jedoch im Prinzip nicht neu, sondern stellt nur die praktische Konsequenz jenes Systems dar, das O. bereits in seiner früheren Publikation „Matthew, Luke, and Mark“, Manchester 1976 (²1977) vorgestellt hat. Dem Rezensenten scheint es zweifelhaft, daß schon die bloße optische Mittelstellung des Lk in der Beurteilung der Synoptischen Frage zu neuen Ergebnissen bzw. zur Erschütterung der dominierenden und fast allgemein akzeptierten Markuspriorität führen wird, da ja eine ernsthafte exegetische bzw. literarkritische Forschung nach wie vor die zahlreichen synoptischen Unterschiede nicht nur statistisch registrieren, sondern genetisch, entwicklungsgeschichtlich verständlich zu machen versuchen wird müssen. In dieser Hinsicht bleibt aber auch durch diese Synopse alles beim alten, da die bekannten Argumente für eine Abhängigkeit des Mt und Lk von der Mk-Tradition durch das vorhin zitierte Buch von Orchard in keiner Weise verändert wurden. Man kann der Synopse bescheinigen, daß sie in sehr gut lesbarem Schriftbild gedruckt ist, aber für die wissenschaftliche Auseinandersetzung bringt sie nichts Neues.

Zu bemerken ist nur noch, daß die Übersetzung der wenigen Seiten Einführung „über Synopsen im allgemeinen und die vorliegende im besonderen“ und der kurzen Bemerkungen zum textkritischen Apparat durch H. H. Stoldt sehr fehlerhaft und äußerst undeutsch geraten ist. Die deutsche Sprache und Stilistik sind wohl in ihrer ganzen neueren Geschichte selten so malträtiert worden wie durch diese „Übersetzung“. Obwohl man den gesamten deutschen Text mit dem englischen vergleichen muß, um sich von dem eben Gesagten ein wirkliches Bild machen zu können, sei stellvertretend erwähnt, daß z. B. „together with Augustine of Hippos's conclusion“ (XI) mit „ebenso wie Augustin mit Hippos Schlußfolgerung“ wiedergegeben wird (XVII) oder daß der Übersetzer aus dem Hinweis „Please note that in this volume the half brackets . . . around a word or words warn the reader that . . .“ das gerade Gegenteil macht, indem er schreibt: „Möge es nicht die Zustimmung des Lesers finden, daß die Halbklammern in diesem Band . . . um ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern ihn warnen wollen, daß . . .“ (311 bzw. 313). „Saying“ wird mit „Sagen“ übersetzt statt mit „Wort“ (XVII), „Bisbofs“ und „Abschnittesnume-

rierungen“ sowie „A.D.“ statt „n. Chr.“ (aaO.) sind auch nicht ganz deutsch, etc. Wer ein Beispiel dafür sucht, wie eine Übersetzung *nicht* sein darf, findet sie exemplarisch hier! Es ist kein Zweifel, daß der Übersetzer dem Werk des Autors, das ohnehin schon für sich manche Bedenken erregt, einen zusätzlichen „Bärendienst“ erwiesen hat.

Wer unabhängig von allen Quellentheorien nur einen gut lesbar gedruckten griechischen Text benötigt, dem kann man auch diese Synopse empfehlen.

Linz

A. Fuchs

R. Morgenthaler, Statistische Synopse, Zürich - Stuttgart 1971 (Gotthelf-Verlag), 328 Seiten, geb. sfr 78,—

Schon seit über 200 Jahren beschäftigt die Synoptische Frage die ntl. Wissenschaft, und noch immer sind anscheinend nicht alle damit verknüpften Fragen gelöst, wie gerade die im letzten Jahrzehnt neu aufgelebte Diskussion zu erkennen gibt. Erstaunlich ist in dem Zusammenhang für den Autor dieses Buches vor allem, „daß die statistischen Erhebungen meist so lückenhaft blieben“ (5), soweit man überhaupt daranging, das Phänomen der Synoptiker auf solche Weise in den Griff zu bekommen. Diesem Mangel versucht M. mit Hilfe des hier vorgelegten, „Vollständigkeit erstrebenden statistischen Entwurfes“ (aaO.) abzuhelfen.

Zunächst wird in einem ersten Teil (7–29) die Problematik synoptischer Textdarbietung erörtert und dazu ein Überblick über verschiedene Textausgaben geboten (J. J. Griesbach; W. G. Rushbrooke, J. Weiß, A. Barr, B. de Solages und W. Farmer), denen sich gerade seit Erscheinen des Buches von Morgenthaler noch eine ganze Reihe neuer Modelle anfügen ließe. M. betrachtet die „Synopse Grecque“ von de Solages als von besonderem Gewicht, wenn er auch grundsätzlich dazu bemängelt, „daß das mathematische Beweisverfahren von literarkritischen Vorurteilen beherrscht ist, dazu noch von problematischen“ (23) bzw. „daß de Solages... die Forschung lediglich dahin führt, wo sie längst schon steht“ (280).

Im Hauptabschnitt (31–275) präsentiert M. die von ihm gesammelten statistischen Daten zu den Synoptikern und eine deskriptiv-diagrammatische Auswertung. Der Autor zählt den Wortumfang einer Perikope des Mk, notiert die auch bei Mt bzw. Lk vorhandenen Wörter, vermerkt die identische Reihenfolge usw., und zwar im Mk-Stoff, in dem von ihm Q zugeteilten Material und in Mischtexten und sucht dann durch Untersuchung der Wort-, Satz- und Abschnittfolgen den synoptischen Zusammenhang zu durchleuchten und Abhängigkeiten herauszustellen. Das fördert manche brauchbaren Beobachtungen und Ergebnisse zutage, zumeist aber

solche, wie sie auch ohne umfassende Statistik von den Exegeten bei der Interpretation der Texte und ihrem Vergleich erkannt wurden, z. B. „daß Mt sämtliche Perikopen von 8,23–9,26 gegenüber Mk mehr oder weniger stark gekürzt hat“ (231). Andererseits soll etwa das synoptische Diagramm zu Mk 3,22–27 parr (171f) unzweifelhaft erweisen, daß „Mt hier den Mk-Text mit Q-Stoff kombiniert“, was einmal gar nicht aus dem Diagramm hervorgeht und auch aus anderen Gründen durchaus nicht so zutrifft, wie der Autor meint (vgl. A. Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern. Traditionsgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Mk 3,22–27 und Parallelen, verbunden mit der Rückfrage nach Jesus (SNTU B, 5), Linz 1980). Interessant ist aber vor allem, daß M. der Sammlung der statistischen Daten und den deskriptiven Diagrammen noch einen vierten Teil (277–312) folgen läßt, in dem er die Bedeutung der quantitativen Faktoren in der Diskussion um die Synoptische Frage zu erläutern sucht. Von großem Gewicht ist hier das praktische Eingeständnis des Autors, daß die bloßen Zahlen „blind“ sind und es gerade auf die sachgemäße Interpretation ankommt, die aber typischerweise mit Argumenten der Literarkritik und der Redaktionsgeschichte geführt werden muß und die Ermittlung bloßer Zahlenverhältnisse wesentlich übersteigt. Bei diesem Unternehmen stören M. insbesondere zwei Fakten, die Unverlässlichkeit der redaktionsgeschichtlichen Forschung aufgrund des enormen Dissenses in den Ergebnissen und die „minor agreements“. M. redet davon, „daß die redaktionsgeschichtlichen Untersuchungen auch nicht von ferne zu einem einigermaßen befriedigenden Consensus über die Redaktion der einzelnen syn Evangelien . . . gelangen“, und meint zu dieser Methode, „ihre eigenen Ergebnisse werden auf die Dauer nur die Ungelöstheit der für die Redaktionsgeschichte grundlegenden syn Frage spiegeln“ (279). In dieser Hinsicht leugnet der Autor zwar weder die Mk-Priorität noch die Existenz von Q, die sich ihm durch die vorausgehenden Analysen bestätigt haben. „Allerdings bedarf die Zweiquellentheorie“, wie M. meint, „dringend einer Erweiterung“, und er fährt ohne nähere Begründung und Erklärung apodiktisch fort: „Sie besteht in der Annahme, daß Lk neben Mk und Q auch Mt kannte und benutzte“ (279). Wie schon angedeutet, sind es die „berüchtigten“ (281) Übereinstimmungen gegen Mk, die ihn zu dieser Auffassung veranlassen. Statistisch sind die Übereinstimmungen Mt/Lk (215) denen zwischen Mt/Mk (858) und Mk/Lk (829) auffallend unterlegen, „und irgendeine Erklärung muß es für diese Tatsache geben“ (281)! Man merkt der emotionalen Formulierung noch an, wie unbequem das zitierte Phänomen dem Verfasser ist und wie wenig es sich einem der bisherigen Schemata einfügt. Noch allgemeiner lautet die Lösung zunächst: „Die naheliegendste (Erklärung) ist und bleibt die Annahme, daß Mt und Lk zueinander nicht im gleichen Abschreibverhältnis (!) stehen wie Mt

und Mk bzw Mk und Lk“ (281). Etwas später wird der Autor genauer, auch wenn seine Argumente (fast) gänzlich von Willkür geprägt sind und aus einer völlig abstrakten *Möglichkeit* im Handumdrehen eine kompakte These wird, die sich den Anschein gibt, zu beschreiben, wie es wirklich *war*. Theoretisch gesehen, so sagt M., ist nichts gegen die Möglichkeit zu sagen, daß Lk das Mk-Ev, Q und auch Mt kannte, wozu noch das ihm eigene Sondergut kam. So „sah er sich . . . genötigt, Quellen zu kombinieren. Selbst wenn er nur Mt vor sich gehabt hätte, wäre ihm nichts anderes übriggeblieben. Hatte er aber neben Mk auch noch Q und Mt vor Augen, was lag näher (!), als die in Mt vorliegende Kombination Mk-Q aufzugeben und den Text ganz neu und selbständig zu gestalten? Lk könnte Anlaß gehabt haben, Mk prinzipiell den Vorrang zu geben. Das Mk-Evangelium könnte der von den maßgeblichen Instanzen offiziell anerkannte und approbierte Text gewesen sein, aber was hätte Lk nun daran hindern sollen, beim Neubau der Kombination Mk-Q-S Mt im Auge zu behalten und ihm da und dort, wo es nicht um die ihm wichtig scheinenden Hauptfragen ging, den Vorrang zu geben?“ Weit mehr als Theorie ist es aber bereits, wenn M. bald darauf fragt: „Warum sollte ausgerechnet *diese* ‚Dreiquellentheorie‘ nicht ernsthaft in Frage kommen? Es ist nicht einzusehen, und hier wird nun einmal (!) diese Theorie verfochten“! Und gleich danach: Lk „gab grundsätzlich Mk und Q den Primat, berücksichtigte aber gelegentlich den Mt-Text. So entstanden die ‚minor agreements‘“ (301). Es braucht kaum nochmals gesagt zu werden, daß dieser Justamentstandpunkt nicht unbedingt überzeugt, besonders wenn er so rasch eine bloße Möglichkeit mit der historischen Realität verwechselt. Dieses Urteil ist nicht ganz falsch, auch wenn M. im letzten Absatz seines Buches seinen allzugroßen Eifer mit der Erklärung mindert, „daß diese Lösung nichts als eine Hypothese ist“ (306). Man vermißt allzu sehr die Überlegung, warum Lk das ausführliche mit Sondergut verschmäht haben sollte und sich dafür vom Blickpunkt dieser Hypothese aus nur „Kleinigkeiten“ herauspickte, noch dazu aus *den* Perikopen, die er auch in seinem bevorzugten Mk las, während er doch, was diesen Mk und Q betrifft, weitgehend am *ganzen* Stoff Interesse hatte. Wenn außerdem die Einbringung des Lk Sondergutes auf eine Sammeltendenz und erhöhtes Interesse an der zur Verfügung stehenden und ihm erreichbaren Tradition schließen läßt, ist auch noch von daher eine Schwierigkeit für die entgegengesetzte Morgenthalersche These gegeben. Ohne auf das Faktum einzugehen, daß M. in seinem *theoretischen* Modell auch eine mögliche Abhängigkeit des Mt von Lk in Betracht ziehen müßte, ist die weit gravierendere Tatsache zu nennen, daß er bezüglich der *agreements* Ausmaß und Eigenart dieser Stellen völlig verkennt und ihren entscheidenden Charakter nicht erfaßt. Man hört kein Wort von ihrem Bezug zu Mk noch von ihrem verbessernden Charakter, und mit keiner Silbe wird eine theologische

Intention erkennbar, die für die Einzelfälle und ihre Gesamtheit maßgeblich ist (vgl. Fuchs, Beelzebuldiskussion, und die dort genannten Aufsätze von H. Aichinger). Insgesamt ist die Behauptung einer Mt-Abhängigkeit des Lk und eine „Erklärung“ der agreements unter dieser Voraussetzung nichts als eine ziemlich willkürliche Hypothese, die wichtige Daten der synoptischen Texte außer Betracht läßt und sich damit als gescheitert herausstellt. Auf diesem Weg gibt es sicher keine Lösung des synoptischen Problems.

Als mehr oder weniger nebensächlich muß es auf dem Hintergrund der Hauptargumente gelten, daß der Verfasser die Verwendung und Umgestaltung der Vorlage(n) durch Mt oder Lk als Abschreiben (z. B. 231) qualifiziert und damit am Entscheidenden vorbeigeht. Auf der gleichen Ebene liegt es, wenn nach M. Mt und Lk ihren Mk-Stoff deshalb gekürzt haben sollen, um für Q und ihr Sondergut Platz zu schaffen (vgl. 232f.249 [„Irgendwo mußte er Raum gewinnen“]. 286f). Auch der buchtechnische Hinweis, daß die Anhäufung von soviel Stoff „die kritische Grenze für eine normale Buchrolle deutlich überschritten“ hätte (287), zeigt einmal mehr, daß der Autor die theologischen Gründe, die für die Gestaltung des Textes und die Gesamtkomposition seines Evangeliums maßgebend waren, nicht kennt. Man wundert sich deshalb nicht, daß die Konsequenzen in der Hypothese Morgenthalers so gravierend zutage treten. Das Wohlgefallen, mit dem er Widersprüche in der redaktionsgeschichtlichen Forschung zitiert (279), verdeckt außerdem durch seine Einseitigkeit die Tatsache, daß es solche Divergenzen, wie jeder Fachkundige weiß, auch in der von M. weit mehr geschätzten quellenkritischen Forschung gab und daß jedem Mißbrauch und jeder falschen Handhabung gegenüber immer noch das alte Axiom gilt: *abusus non tollit usum*.

Schließlich ist noch auf einen Irrtum Morgenthalers hinzuweisen, der mit der Kenntnis der jüngeren Literatur zu tun hat. Es braucht doch wohl nicht wenig Mut, noch 1971 von der „nach wie vor als offizielle katholische Lehrmeinung geltende(n) augustinische(n) Mt-Priorität“ (279) zu reden, sofern man den großen Lk-Kommentar von H. Schürmann (1969), die bahnbrechende Untersuchung „Das wahre Israel“ von W. Trilling (1958) oder gar die Habilitationsschrift „Mt und Lk“ von J. Schmid aus dem Jahr 1930 (!) kennt, die an Mk-Priorität, um es so zu formulieren, nichts zu wünschen übriglassen. Es ist in dieser Hinsicht mehr als typisch, daß das letztzitierte Werk dem Verfasser gar nicht bekannt ist, jedenfalls im ganzen Buch nicht vorkommt, von Anm. 117 auf S. 310 abgesehen, wo es aber nur in einem Zitat aus der Einleitung von Kümmel steht. Es besteht kein Zweifel, daß mehr Umsicht in der Literatur das erwähnte Fehlurteil verhindern hätte können.

Rein technisch wäre schließlich wünschenswert gewesen, die Fußnoten auf die entsprechenden Seiten zu setzen. An Druckfehlern seien genannt: *stilisticas* 137,

Wikenhauser 296, Jameson 308, Marxsen (zweimal) 307, das bei den Korrekturen (328) nicht erwähnt ist, während die richtige Schreibung von 320 in der „Korrektur“ ausdrücklich als falsch verzeichnet wird! Liegt das an einer Antipathie gegenüber der Redaktionsgeschichte? Erwähnt sei noch, daß sowohl das Namenregister wie das Literaturverzeichnis und auch die Abkürzungsliste unvollständig sind (vgl. z. B. Jameson, Springer, Chapman), in Anm. 58 und 62 die Zitate von Styler nicht stimmen usw. Diese Unvollständigkeiten können aber nicht verbergen, daß hinter dem ganzen Buch immense Arbeit steckt, wenn auch die von Morgenthaler gebotene Interpretation der stilistischen Phänomene nicht überzeugen kann.

R. Morgenthaler, Statistik des neutestamentlichen Wortschatzes, Zürich ³1982 (Gotthelf-Verlag), 187 Seiten, geb. sfr 120,—; Beiheft, Zürich 1982, 24 Seiten, 1 Tabelle, kart. sfr 22,— Einzelpreis

Die dritte Auflage der „Statistik“ ist der um ein kurzes Vorwort erweiterte Neudruck der 2. Auflage (nicht der ersten, wie das neue Vorwort irrtümlich erklärt). Die Brauchbarkeit der Vokabelstatistik, die u. a. in dem spanischen Buch von M. Guerra Gomez, *El idioma del Nuevo Testamento*, Burgos 1971 übernommen wurde, hat sich in vielfachem Gebrauch längst erwiesen. Das Beiheft zur 3. Auflage „trägt den Neuerungen in der letzten Nestle-Ausgabe von 1979 Rechnung und enthält die unerläßlichen und aufschlußreichen Ergänzungsstatistiken“ (Vorwort). Außerdem sind verschiedene Korrekturen zu „Geden“ und Druckfehlerberichtigungen vermerkt. Im Ergänzungsheft wird auch die in der ersten Auflage vorhandene, in der 2. aber weggelassene Tabelle zum Vorkommen der vier häufigsten Vokabeln gebracht, wenn auch schwarz-weiß statt wie früher in Farbe. Eine gewisse Anti-Aland-Spitze kann man kaum übersehen (vgl. z. B. S. 5 und 24!). Die Preise sind, falls die Prospektangaben stimmen, um ein Vielfaches zu hoch.

Linz

A. Fuchs

M. Black, *Die Muttersprache Jesu. Das Aramäische der Evangelien und der Apostelgeschichte* (BWANT, 115), Stuttgart 1982 (Verlag W. Kohlhammer), 358 Seiten, kart. DM 69,—

Ein rundes Jahrzehnt nach dem Erscheinen des letzten englischen Neudruckes der 3. Auflage wird eine deutsche Übersetzung des bekannten Buches „*An Aramaic Approach to the Gospels and Acts*“ von M. Black veröffentlicht — ohne alle Ände-

rungen und Zusätze, wie der Autor im Vorwort selber vermerkt. Der Verfasser ist sich dessen bewußt, daß die Thesen dieses Buches schon bei der ersten Auflage, trotz seines in mancher Hinsicht unbestreitbaren Wertes, nicht von allen geteilt wurden und daß auch inzwischen die Forschung auf den in Frage kommenden Gebieten keineswegs stehen geblieben ist. So ist es nur zutreffend, wenn Black besonders auf A. Fitzmyer verweist, der in den Beiträgen seiner zwei Sammelbände „Essays in the Semitic Background of the New Testament“ (1971) und „A Wandering Aramaean“ (1979) die Erörterung des sprachlichen Hintergrunds der Evangelien bedeutend vorangetrieben hat. Darüber hinaus wäre zu ergänzen, daß z. B. auch die Diskussion über Sprache und Eigenart der Logienschrift nicht stehen geblieben ist und daß im Zeitalter der Redaktionsgeschichte Verschiedenes ohne Schwierigkeit als Leistung eines Evangelisten begrifflich wird, wo früher mit Textvarianten oder gar Fehlübersetzungen argumentiert wurde. Obwohl man gewünscht hätte, daß der Verfasser z. B. in einem Nachtragskapitel auf die heute weithin veränderte Forschungssituation eingegangen wäre, ist dem Übersetzer, Pastor Günther Schwarz, doch für seine Mühe zu danken, die These Blacks dem deutschsprachigen Leser leichter zugänglich gemacht zu haben. Solange sich dieser dessen bewußt ist, daß Blacks Buch noch in der vor-redaktionsgeschichtlichen Periode entstanden und dementsprechend noch in starkem Maß vom quellenkritischen Denken und seinen Konsequenzen geprägt ist, wird er es auch weiterhin mit viel Gewinn benützen können.

Linz

A. Fuchs

J. Delobel (Hg), *Logia. Les paroles de Jésus – The Sayings of Jesus* (BETL, 59), Löwen 1982 (Peeters/University Press), 647 Seiten, kart. bfr 2.000,-

Der vorliegende Band enthält die zum Teil überarbeiteten Referate des Colloquium Biblicum Lovaniense 1981 zur umfassenden Thematik der Redenquelle der Synoptiker. Vorangestellt ist eine Würdigung von Leben und Werk von J. Coppens, dem Gründer der biblischen Tagungen von Löwen und langjährigen Professor für AT an der dortigen Kath. Universität, durch F. Neirynek. Das breite Spektrum der insgesamt 30 Aufsätze und Abhandlungen zu „Q“ in Deutsch, Englisch und Französisch läßt sich grob in drei Gruppen gliedern: Beiträge zu theologischen Fragen von Q; Analyse bestimmter Q-Texte; und Probleme, die mit Q als Gesamtquelle zu tun haben. Darüberhinaus befassen sich eine Reihe von Autoren mit Fragen, die Q im Zusammenhang mit der übrigen frühchristlichen Überlieferung betreffen. In letzterem Abschnitt geht es um das Schicksal der Worte

Jesu in der Textüberlieferung, vor allem in griech. Evangelien-Hss (J. Delobel); um klassische Parallelen zu Lk 4,23 (S. J. Noorda); Probleme der Echtheit von Mk 5,41 (M. Wilcox) und 7,15 (H. Räisänen); ntl. Becherworte (J. M. Magne); Bedeutung von Redaktion und Kontext für das Verständnis einer Aussage (W. S. Vorster) und die literarische Form der Chreia (G. W. Buchanan). J. M. Sevrin, B. Dehandschutter und T. Baarda behandeln der Reihe nach Worte und Gleichnisse Jesu in koptisch-gnostischen Schriften, das Thomasevangelium als Sammlung von Worten Jesu und wie weit sich 2 Clem 12 mit ihnen vergleichen läßt. Neben verschiedenen sehr brauchbaren Registern ist das Buch auch durch eine Q-Bibliographie ergänzt, die von F. Neirynek und F. van Segbroeck stammt. — Neirynek eröffnet auch die Studien mit einem Überblick über neuere Entwicklungen in der Erforschung von Q. Dabei kann „Q“ sehr Verschiedenes bezeichnen — eine wachsende Schicht von Logien, die nach Meinung mancher von Mt und Lk in unterschiedlichen Fassungen verwendet wurden, eine einzige Schrift mit älterer und jüngerer Schicht, u. ä. Zur Debatte kommt notwendigerweise die Bedeutung von Q für die Synoptische Frage; die verschiedenen Versuche, Umfang und Inhalt von Q zu rekonstruieren; das Problem von Mk und Q; und schließlich, wie der schrittweise Redaktionsprozeß des Q-Materials zu erkennen und zu interpretieren ist.

Unter den vorwiegend thematischen Arbeiten beschäftigt sich A. Vögtle mit der Echtheit der Menschensohnworte (von Q). In Auseinandersetzung mit Polag, Hoffmann und Schürmann vertritt er eine nachösterliche Entstehung aus der Hintergrundvorstellung des apokalyptischen Menschensohn-Richters. C. A. Carlston stellt einen engen Zusammenhang von Weisheitsworten und Apokalyptik in Q fest und kommt zu dem Resultat, daß die stärkere christologische und apokalyptische Akzentuierung sekundärer Zuwachs ist. H. Schürmann untersucht 15 Basileia-Worte in Q, um nach ihrem historischen Kern in den Worten Jesu zurückzufragen.¹ In den Einzelstudien konstatiert J. Dupont Unabhängigkeit zwischen Mk 4,21–25 und den parallelen Q-Logien, während S. Légasse aus der Androhung von Mt 23,34–36 par auf eine heftige Auseinandersetzung der Q-Gemeinde mit den Juden schließt, die den Christen aber die Hoffnung läßt, daß ihr Schicksal dem der zu unrecht verfolgten Propheten gleicht. Bei J. Lambrecht stößt man auf die bekannte These einer Q-Benützung durch Mk (8,34–9,1); nach R. A. Edwards liegen Mt 11 Mk und Q zugrunde. A. Denaux untersucht Lk 13,23f par synchron und diachron und sichert einen Kern als ipsissima vox Jesu. Entgegen einem üblichen Trend bringt J. M. van Cangh überzeugende Gründe aus der ltk Theologie für den sekun-

¹ Inzwischen überarbeitet erschienen in *ders.*, Gottes Reich — Jesu Geschick, Freiburg 1983, 65–152.

dären Charakter von Lk 11,20 im Vergleich zu Mt; C. M. Tuckett rekonstruiert das Q-Stück, das Lk in 4,16–30 verwendet. V. Fusco glaubt nachweisen zu können, daß Mt 13,11a par Lk 8,10a gegenüber Mk 4,11a eine ältere Version des Logions zur Verfügung haben. Hier hätte der Rezensent natürlich gern eine Beachtung des *gesamten* Phänomens der agreements und der dazu vorhandenen Literatur gesehen, die Fusco seine isolierte Behandlung des Problems nicht gestattet hätte. Nach M. Sabbe sollte Mt 11,27 par ohne Blick auf joh. Parallelen interpretiert werden, die sich als spätere Entfaltungen erweisen; von H. Th. Wrege wird Lk 12,10 par wegen seiner Zweistufenchristologie zu Q gerechnet.

Zu den die ganze Quelle Q betreffenden Themen gehört die Frage nach der ursprünglichen Reihenfolge des Q-Stoffes, die P. Vassiliadis zugunsten des Lk beantwortet. Logiensammlungen als Gattung beschäftigen J. M. Robinson, dagegen fragt D. Zeller nach textlinguistischen Elementen, um die Redaktionsprozesse von Q erfassen zu können. R. Piper interessiert sich für kleinere Sammlungen innerhalb von Q und ihre Funktion, A. D. Jacobson und C. J. A. Hickling für die literarische Einheit von Q bzw. das gerade Gegenteil. Nach ersterem zeichnete eine frühe Schicht von Q die Bedeutung Jesu für Israel aus deuteronomistischer und weisheitlicher Sicht; dagegen muß man laut Hickling damit rechnen, daß die verschiedenen Kirchen eine Reihe von Sammlungen der Worte Jesu schufen.

Es ist im Rahmen der Rezension unmöglich, noch weiter auf die Thesen einzugehen, die nicht bloß von sehr verschiedener Länge, sondern auch von sehr unterschiedlicher Qualität sind. Als Orientierung und Ausgangspunkt für weitere Studien hat die Sammlung sicher ihren festen Platz. In formaler Hinsicht ist zu ergänzen, daß der deutsche Aufsatz von Denaux einer gründlichen sprachlich-stilistischen Revision bedürfte, da er nicht nur von Druck- und Satzzeichenfehlern strotzt, sondern auch durch ausgelassene Wörter (310: ob es *sich* ...), ganz undeutsche Formulierungen (316: um das Traditionsprozeß der Jesusworten, usw.), immer wiederkehrende Falschschreibung von ss/ß, zahlreiche Betonungsfehler griechischer Ausdrücke, irreführende oder falsche Übersetzung (325 Präsenz statt Präsens, 330 primitiver statt ursprünglicher, usw.) und ähnliches entstellt ist. Ohne alles dieser Art sammeln zu wollen, hat die Durchsicht wenigstens 150 solcher Fehler ergeben, die durch mehr Sorgfalt vermeidbar gewesen wären. Für die BETL wird dies wohl eine Ausnahme sein.

An gelegentlichen Druckfehlern und Sonstigem sind aufgefallen: Punkt fehlt nach dem ersten Absatz 23, ‚der‘ *deleatur* im Artikel von Wrege 25; is now 35; mit *der* bloßen 55; *undeniable* 74; ursprüngliche 83; nichts 95; ursprüngliche(?) *beträchtlicher* 98; in the Manger (statt Manager) 111; 1975 (121); und anderes 125; Klammer fehlt Anm. 46 (129); Mitte(l) 148 bei Conzelmann; in Lk 10,9b (149); das Buch ‚Jahwebund‘ von Frankemölle ist falsch zitiert 170 (vgl.

196!); Basileia-Verständnis 187; Barth 195; Edinburgh (in einer *deutschen* Bibliographie), Dillsboro 197; nach, KommLk 199; Brocke, EthSt, Prodamation, Vorname bei Nellessen 200; griech. Text (Akzente, Auslassungen und Verschreibung) 215.245.355; 11, 49–51 (237); Pharisäismus 237.247.252; verschiedene Autorenzitierung z. B. 272, Anm. 34 und 397, Anm. 18; der Titel des Buches von B. H. Streeter „Studies in the Synoptic Problem“ ist mehrfach verdrukt, der Artikel von Schenk nicht vollständig angegeben 277; Abkürzungen sind uneinheitlich oder fehlen, vgl. z. B. 281.358.427 und die Bibliographie zu Q; verweist, währenddem Lk., einprägsamen, göttliche 337; (oe)as 345; die Literaturangaben im Beitrag von Fusco sind unausgeglichen, teilweise nur halb angegeben 355ff; Sprüche und Reden 367; Verleugnen, Neuinterpretation 374; Vätern 390; Fjärstedt 393.589; Anm. 61 statt 16 (405); Hector 459; Vorhandenes 483; reassemble (?) 491; Diogenes, t(b)ought, classic(s) 502; finite 504; soll man IKaZ abkürzen (195), aber NKZ (562) nicht? Bei Streeter sollte wohl die vierte, *revised edition* von 1930 oder die Ausgabe von 1936 mit dem neuen Vorwort zitiert werden (= ¹⁰1961); Bacon, Studies in Matthew, ist 1930 erschienen (310), u. ä. Die Autorenliste erfaßt nicht alle Vorkommen (z. B. Farrer, 34 etc.), im Literaturverzeichnis S. 199 ist Schürmann, Basileia-Verständnis (vgl. 187, Anm. 269) übersehen. „nl.“ für „nämlich“ ist eine unübliche Abkürzung (316).

Linz

A. Fuchs

- A. Fuchs, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern. Traditionsgeschichtliche und redaktionsgeschichtliche Untersuchung von Mk 3,22–27 und Parallelen, verbunden mit der Rückfrage nach Jesus (SNTU, Serie B, Band 5), Linz 1980, 279 Seiten.

Um es gleich vorweg zu sagen: Die von Fuchs vorgelegte Untersuchung, eine überarbeitete und erweiterte Fassung seiner 1977 von der Theologischen Fakultät der Universität Regensburg angenommenen Habilitationsschrift, dürfte nicht nur zu den besonders wichtigen, sondern sicher auch zu den besonders mutigen Arbeiten zählen, die die neutestamentliche Forschung in der letzten Zeit hervorgebracht hat.

Besonders *wichtig* ist die Arbeit, weil sie eine der quellenkritisch und traditions-geschichtlich schwierigsten und umstrittensten Perikopen behandelt, nämlich die Beelzebulkontroverse (Mk 3,22–27 und Parallelen), deren synoptisches Material – wie Fuchs zutreffend bemerkt – „in dieser Hinsicht mehr als ein ungelöstes Problem enthält“ (11), vor allem aber, weil es dem Verfasser darum geht, an Hand der Untersuchung dieses Textes ein *grundsätzliches* Problem neu anzupacken, für das, wie er feststellt, die herkömmliche Zweiquellentheorie „keine befriedigende und überzeugende Lösung gefunden“ hat (12). Gemeint ist das Problem der agreements, d. h. der Übereinstimmungen des Mt und Lk gegen Mk – nach Fuchs „der wunde Punkt der Zweiquellentheorie . . ., der sich immer deutlicher zur Achilles-

ferse des Systems zu entwickeln scheint“ (aaO.). Der Verfasser versucht, dieses Problem mit Hilfe der sogenannten *Dreistufen-* oder *Dreistadientheorie* zu lösen, „die zwischen Mk einerseits und Mt bzw. Lk andererseits noch einen *Deuteromarkus* (= Dmk) als Redaktor der Zweitaufgabe am Werk sieht“ und in der die *agreements* „ihren ganz natürlichen Platz“ haben (14).

Insofern ist nun aber seine Arbeit auch als ein besonders *mutiges* Unternehmen zu bezeichnen, stellt Fuchs sich doch mit seiner These – und darüber ist er sich selbst im klaren – gegen den geradezu „einmütigen Konsens“ (9) der Verfechter der üblichen *Zweiquellentheorie*, die – wie er hervorhebt – die *agreements* entweder „gar nicht ernsthaft als Problem“ (118) ansehen oder sie auf andere Weise, insbesondere durch den Einfluß der von Mk unabhängigen Q-Überlieferung, zu erklären versuchen.

Dabei geht es Fuchs seinerseits keineswegs um eine *Ablehnung* der *Zweiquellentheorie* und ihrer Beobachtungen; es wird von ihm „weder die Mk-Priorität noch die Existenz von Q bezweifelt oder geleugnet“ (14); vielmehr erkennt er sie als „die gesicherten Ergebnisse der *Zweiquellentheorie*“ (118) durchaus an. Fraglich erscheinen ihm lediglich „die daraus üblicherweise gezogenen *Konsequenzen* bzw. die damit verbundene *Interpretation*“ (14): die Behauptung einer „*direkten* Abhängigkeit des Mt und Lk von Mk“ sowie „die Annahme, Q (oder genauer die bei Mt und Lk erhaltenen Teile davon) sei *erst von Mt und Lk*, unabhängig voneinander, in ihr jeweiliges Evangelium aufgenommen worden“ (118). Demgegenüber geht Fuchs davon aus, „daß Mk von einem uns im weiteren unbekanntem Redaktor und Evangelisten nach Text, Aufbau, Gesamtstruktur und theologischer Aussage überarbeitet wurde und daß schon *im Laufe dieses Überarbeitungsprozesses* Q bzw. Teile dieser Quelle ... in die neue Gestalt des Mk-Ev (= Deuteromarkus) Aufnahme fanden“ (aaO.). Nach seiner Überzeugung gelingt es mit Hilfe dieser Hypothese „ohne jede Mühe“, die *agreements* nicht nur zu erklären, sondern sie auch „*einheitlich* zu interpretieren und sie als ganz natürliche Erscheinungen innerhalb des *synoptischen Entwicklungsprozesses* zu begreifen“ (118f), ist es doch „ganz selbstverständlich, daß überall dort, wo Deuteromarkus den Wortlaut des Mk verändert oder seinen Aufbau umgestaltet, mit neuem Stoff erweitert oder Vorhandenes streicht, *parallele* Übereinstimmungen bei Mt und Lk auftreten *müssen*, sofern diese nicht durch ihre weitere Redaktion die Arbeit ihres Vorgängers verdecken“ (119).

Nun ist es freilich nicht so (wie aus den voranstehenden generellen Bemerkungen leicht geschlossen werden könnte), daß Fuchs in der vorliegenden Arbeit seine (übrigens auch schon in früheren Veröffentlichungen von ihm vorgetragene) These lediglich theoretisch-abstrakt erörtert; vielmehr bemüht er sich – ausgehend von dem richtigen Prinzip, „daß Beobachtungen am Text unter allen Umständen Vor-

rang haben vor . . . Hypothesen oder Theorien“ (15, Anm. 7) – darum, deren Stringenz am *konkreten Beispiel der Beelzebulperikope* nachzuweisen. Dieses Bemühen bestimmt denn auch ganz den *Aufbau* und *Inhalt* des Buches:

Die *Einleitung* (11–15) ist bewußt knapp gefaßt; sie dient Fuchs im wesentlichen dazu, das Problem zu kennzeichnen und die „Dreistufen- oder Dreistadien-theorie“ vorzustellen, wobei es freilich – ungeachtet der Tatsache, daß aus plausiblen Gründen die ausführliche Diskussion über die Literatur zur Beelzebulperikope erst am Ende der Textuntersuchung (169–249) erfolgt – zur besseren Information des Lesers wertvoll gewesen wäre, wenn der Verfasser schon hier in der Einleitung nicht nur seine eigene bisherige Arbeit am Problem, sondern überhaupt die Geschichte (und Kritik) der *Dmk-Hypothese* von ihren Anfängen an ein wenig vorgestellt und verdeutlicht hätte, ob und inwiefern es sich bei dem von ihm Vorgetragenen tatsächlich um „einen neuen Lösungsversuch“ (169) handelt.

Auf die knappe Einleitung folgt die umso umfangreichere, äußerst detaillierte und mit großer Akribie vorgenommene (dem Leser deshalb auch einiges an Geduld abverlangende) *Textuntersuchung*, deren Einzelschritte und jeweiligen Ergebnisse etwas näher beschrieben werden sollen:

Nach Bemerkungen über Kontext und Material (19), einem Hinweis auf die inhaltliche Bedeutung des Stoffs der Beelzebuldiskussion in der Urkirche (19f) und der Benennung der zu vergleichenden synoptischen Texte (20f) befaßt sich Fuchs zunächst mit der *Doppelüberlieferung Mt 12,22–24/9,32–34* und der *Lk-Parallele 11,14–15* (21–29). Näherhin geht es ihm darum zu klären, welche der beiden Mt-Fassungen „ursprünglich zur Beelzebulüberlieferung gehörte und welcher Text die sekundäre Verdoppelung darstellt“, sodann auch, „aus welchen Gründen und von wem die Verdoppelung geschaffen wurde bzw. welche Motive für die jeweilige Darstellung maßgebend sind“ (21). Der dieserhalb durchgeführte Vergleich der beiden Mt-Fassungen untereinander sowie mit Mk und Lk gelangt zu dem Ergebnis, daß – „trotz der Rahmenparallelität von Mt 12,22–24 mit Mk 3,22“ (23) – der in Mt 9,32–33 vorliegenden Fassung „die sprachliche und sachliche Priorität“ (25) bzw. „die relative Ursprünglichkeit“ (26) zukommt. Die „Verdoppelung“ stammt von Mt selbst. Dieser „hat das ursprüngliche, den Parallelen sprachlich genauer entsprechende Stück 9,32–34 aus seinem früheren Zusammenhang . . . herausgelöst und in den Kontext der Wunderkomposition Mt 8–9 gestellt, um dort die Antwort auf die Täuferfrage (Mt 11,5) vorzubereiten, in der – mit Berufung auf Jes 29,18–19; 35,5–6 und andere Texte – Heilungen von Stummen . . ., wie es der Besessene von Mt 9,32–33 ist, als Zeichen der messianischen Zeit bzw. als Ausweis des Messias gelten“ (27). Da Mt nun aber den bereits verwendeten Stoff für die Beelzebuldiskussion erneut brauchte – konnte er doch „eine *Verteidigung* (Mt 12,25–30)

nicht gut bringen, ohne auch von einem *Vorwurf* und von einem entsprechenden *Anlaß* dafür etwas zu erwähnen“ (28) —, „hat er an dem freigewordenen Platz den Stoff in einer viel selbständigeren Formulierung wiederholt“ (27) — eine „ganz natürlich aus der Redaktion des Evangeliums selbst“ sich ergebende „Vorgangsweise“ (28). Die demnach „als bewußte Redaktion des Evangelisten“ (27) zu bezeichnenden Differenzen, besonders die sprachlichen Änderungen, erklären sich zunächst aus dem „Bemühen, durch Variation des Ausdrucks eine reine Verdoppelung zu vermeiden“ (aaO.); darüber hinaus ist — vor allem an den „neuen inhaltlichen Akzenten“ — zu erkennen, „daß für die konkrete, unterschiedliche Gestaltung von 12,22–24 zusätzlich bzw., wie man der Darstellung entnehmen muß, sogar in erster Linie der thematische Kontext bzw. die theologische Zielsetzung des ganzen Abschnittes . . . maßgeblich ist“ (ebd.).

Auf der Basis des Ergebnisses, „daß Mt 9,32–34 im allgemeinen den ursprünglich zur Beelzebuldiskussion gehörenden Text bietet und Mt 12,22–24 sprachlich eine Dublette ist“ (29), wendet sich Fuchs im nächsten Kapitel (29–35) dem eigentlichen Problem zu, das „für die Traditionsgeschichte des synoptischen Komplexes der Beelzebuldiskussion nicht bloß wichtig, sondern schlechthin maßgeblich und entscheidend ist“ (29): den *Übereinstimmungen gegen Mk*. Ein Vergleich zeigt nämlich, daß der Mk-Stoff — und zwar „auch in relativ gleicher Reihenfolge“ (30) — bei Mt und Lk vorhanden ist, daß es daneben aber „zur ganzen Länge des Mk-Stückes parallel Unterschiede im Wortlaut sowie parallel Erweiterungen bzw. Ergänzungen“ (31) gibt. Fuchs zählt im ganzen 21 gemeinsame Elemente des Mt und Lk gegen Mk auf (31–34), eine Zahl, die in der Tat „beträchtlich“ (34) ist und zu einer genauen Prüfung und Interpretation des Sachverhalts aufruft.

Diese Prüfung und Interpretation führt Fuchs denn auch im anschließenden, recht umfangreichen Kapitel (35–121) durch, und zwar, wie schon die Überschrift: *Deuteromarkinische Redaktion* anzeigt, ganz im Sinne seiner Dmk-Hypothese, die von vornherein als das — durch die Untersuchung selbstverständlich erst zu überprüfende — „Ergebnis“ vorausgesetzt ist. Den Ausführungen dieses Kapitels zu folgen, bereitet dem Leser freilich ein wenig Mühe, was vor allem daran liegt, daß der Verfasser (wohl nicht ohne Grund) auf eine zusammenhängende Rekonstruktion des Dmk-Textes verzichtet und sofort in die Erklärung der Dmk-Redaktion einsteigt. Zunächst behandelt er — als „*erstes gemeinsames Element* der Seitenreferenten gegen Mk“ (35) — die *Dämonenaustreibung* (Mt 12,22–23 bzw. 9,32–33 par Lk 11,14). Er bestimmt sie als „eine *sekundäre* Bearbeitung bzw. Ergänzung der Mk-Tradition“ (36) durch Deuteromarkus, der es offenbar „für angebracht fand, ein exemplarisches Beispiel einer Dämonenaustreibung an den Beginn der Diskussion zu setzen, um für den Leser deutlicher zu machen, worauf der Vorwurf des

Beelzebulbündnisses Jesu Bezug nimmt“ (35). Fuchs führt mehrer Gründe bzw. Beobachtungen an, die „ein solches Vorgehen plausibel machen“ (36) und gerade dadurch das vorliegende Stück „als nach-mk Erweiterung“ erweisen, „die vom ersten Bearbeiter des Evangeliums stammt und von diesem seinen Nachfolgern Mt und Lk weitertradiert wurde“ (48). Danach wendet sich Fuchs dem zweiten Teil der Perikope (Mk 3,22 parr) zu, der die *Verleumdung* der Gegner beinhaltet (49–53). Hier nennt er als die wichtigsten agreements gegen Mk die Verkürzung der Adresse und die Reduzierung der doppelten Verleumdung bei Mk auf einen einzigen Vorwurf; er zieht aus ihnen den Schluß, daß – im Unterschied zu Mk, der „noch stärker einen konkreten und damit historischen Ursprung des Vorwurfs erkennen“ läßt – „auf der Stufe von Deuteromarkus der Vorwurf der Gegner anscheinend schon als *grundsätzlich* andere Interpretationsmöglichkeit der Dämonenaustreibungen Jesu verstanden wird“ (51), wie überhaupt beim Redaktor des Mk eine „Tendenz“ festzustellen ist, die für ihn und seine Kirche „weniger wichtig gewordene, eher für seinen Vorgänger Mk und dessen Situation bzw. Tradition aktuelle Züge zugunsten einer prinzipielleren Auseinandersetzung und Diskussion streicht“ (49). Besonders ausführlich befaßt sich Fuchs sodann mit dem letzten Teil der Perikope (Mk 3,23–27 parr): der *Verteidigung Jesu* (53–121). Der versweise durchgeführte Vergleich erbringt vor allem die folgenden Ergebnisse: 1. „ist auf der Stufe von Deuteromarkus eine gewisse Konsolidierung des wenig ausgeglichenen und literarisch nicht gefeilten Mk-Textes festzustellen“ (79), was sich z. B. in der besseren Darstellung des Stoffs, der Glättung von sprachlichen Unebenheiten, der Beseitigung von Sprüngen bei der gedanklichen Abfolge der Aussagen u. a. zeigt (vgl. dazu 80f); 2. hat Deuteromarkus den Mk-Stoff ergänzt; offensichtlich verfolgt er mit seiner „literarischen Komposition“ das „Ziel, der gegnerischen Verdrehung der Dämonenaustreibungen Jesu *alle* im gegenwärtigen Augenblick *verfügbaren Argumente* entgegenzustellen“ (91), was darauf hindeutet, daß es ihm „um die Auseinandersetzung der *Kirche* mit *ihren* Gegnern, nicht um die historisch getreue Wiedergabe einer Situation Jesu“ (92) geht. Als *Gesamtfazit* aus der Besprechung der agreements ergibt sich nach Fuchs hinsichtlich der Bearbeitung von Mk 3,22–27 durch den Redaktor der *Zweitaufgabe*, „daß nicht bloß der tatsächliche *Text* des Mk-Ev überarbeitet wurde in Richtung auf eine sprachliche Verbesserung des Ausdrucks und eine teilweise inhaltliche Umformung der Aussage, sondern daß auch die *mk Stofffolge* (parallel, wenn man Mt und Lk betrachtet) unterbrochen, neues Material eingeschoben und die ganze Komposition am Anfang und am Schluß mit neuem Material erweitert wurde“ (109f). Dabei läßt die Eigenart der Änderungen gegenüber Mk erkennen, „daß hinter allen agreements . . . eine einzige, einheitliche Konzeption bzw. Redaktion steht“ (114f). Dies bedeutet für die mit „Deutero-

markus“ bezeichnete Textform – und auf sie, nicht auf Q oder eine andere nicht-mk Quelle verweisen nach Fuchs die agreements –, daß sie „nichts anderes ist als eine sehr bewußt gestaltete, aus einem ganz konkreten Sitz im Leben kommende *Umformung und Neufassung des kanonischen Mk-Textes*“ (115).

In einem weiteren Kapitel (121–169) behandelt Fuchs die *Redaktion der Großevangelisten*, wobei es ihm im wesentlichen darum zu tun ist, „in einer Art Nachziehverfahren“ zu überprüfen, „wieweit Mt und Lk in den Abschnitten Mt 12,22–24/9,32–34 bzw. Lk 11,14–15 die ihnen überlieferte Quelle überarbeitet haben“ (121). Hinsichtlich des weiteren Stoffs (Mt 12,25–30 par Lk 11,17–23) beschränkt er sich auf „ergänzende Bemerkungen“, hauptsächlich auf solche, „die die Eingliederung der gesamten Beelzebulkomposition in den jeweiligen Kontext ihrer Evangelien betreffen“ (aaO.). Was zunächst die *Dämonenaustreibung* (Mt 12,22–23/9,32–33 par Lk 11,14) angeht, so findet Fuchs durch die Überprüfung der Detailredaktion bei Mt die bereits bei der literarkritischen Analyse gewonnen Erkenntnis bestätigt, daß die Fassung 12,22–23 „trotz Rahmenparallelität in sprachlicher Hinsicht die von Mt geschaffene *Dublette* zur Perikope Mt 9,32–33“ ist, „die ebenfalls in bedeutendem Maß redaktionelle Züge des ersten Evangelisten aufweist“ (154). Allerdings, so hebt er hervor, sei Mt in 12,22–23 „weit entfernt davon, nur dort und da sprachliche Details zu variieren“ (144f); vielmehr werde er bei der Wahl der Ausdrücke von einer „theologischen Absicht“ (146) bestimmt: „Es geht um die positive Interpretation der Taten Jesu (und damit seiner Person selbst), die der Evangelist gegenüber böswilliger Verdrehung deutlich in ihrem Charakter als staunenerregende messianische Ereignisse erkennbar macht. Dazu kommt, daß Mt die positive Reaktion des Volkes nicht einfach feststellt, sondern sie *kontrastartig* der Verstocktheit der Pharisäer *gegenüberstellt*“ (145). Für Lk ergibt sich nach Fuchs, daß dieser in 11,14 „den Text der von beiden benützten Vorlage etwas stärker als Mt bewahrte, die überlieferte Quelle aber ebenfalls, besonders in der Einleitung, textlich umgestaltet hat“ (155), wobei auch für ihn theologische Motive, namentlich die „Typisierung“ (vgl. 127), maßgebend waren. Bei den *Verleumdungen Jesu* (Mt 12,24 par Mk 3,22 par Lk 11,15) läßt sich nach Fuchs bezüglich der Mt-Fassung feststellen, „daß alle von den Parallelen verschiedenen Wendungen von Mt 12,24 auf die Arbeit des Evangelisten zurückgehen und mit seiner Zielsetzung, die er in der gesamten Passage verfolgt, erklärbar sind“ (164). Auch bei Lk ist, obwohl er in 11,15 Dmk „in vielfacher Weise folgt, sofort zu ersehen, daß auch er den Text der Quelle geändert hat“ (aaO.). So macht er „mit der *allgemeinen, abstrakten* ... ‚Beschreibung‘ der Adressaten klar, daß es *ihm* weniger um die konkreten, historischen Urheber der Verleumdung bzw. um die genaue Identifizierung der dem christlichen Glauben gegenüber ablehnen gebliebenen Front (Zeichenforderung) geht als um die *allge-*

meingültige Stellungnahme gegenüber einer solchen Einstellung (167).

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Fuchs (erst) nach der Textuntersuchung eine *Literaturdiskussion* (169–249; vgl. auch den *Nachtrag* 255–258) durchführt, bei der er die wichtigsten der bisherigen quellenkritischen Arbeiten zur Beelzebulkontroverse eingehend bespricht und sie jeweils an Hand seines eigenen Lösungsversuches kritisch bewertet. Dabei geht es ihm vor allem darum, „den *tatsächlichen Stand* der quellenkritischen und exegetischen Forschung bezüglich der hier untersuchten Perikope . . . zum Bewußtsein zu bringen“ (169) und aufzuzeigen, daß gerade im Fall dieser Perikope „die *Unzulänglichkeit* und das *Versagen der Zweiquellentheorie* mehr als deutlich zum Ausdruck kommen“ (170).

In einer kürzeren *Zusammenfassung* (249–254) formuliert Fuchs nochmals die wichtigsten Ergebnisse der vorgelegten Untersuchung. Als Fazit der Literaturdiskussion hebt er hervor, daß bei allen mit der herkömmlichen Zweiquellentheorie arbeitenden Analysen der Beelzebulprikope trotz ihrer „Verschiedenheit im einzelnen“ dennoch „gewisse gemeinsame Tendenzen“ (250) erkennbar sind, die aber gerade den „Mangel der traditionellen Interpretation“ (251) aufzeigen, ist diese doch wegen ihres „nur statisch, quellenkritisch“ (250) ausgerichteten Denkens nach seiner Überzeugung nicht in der Lage, das Faktum der *agreements* „in seinem Charakter und damit in seiner Bedeutung“ (aaO.) zu erfassen oder gar zu erklären.

Es bleibt nun allerdings zu fragen, ob es dem Verfasser seinerseits mit dieser Arbeit gelungen ist, eine plausiblere und überzeugendere Lösung des Problems anzubieten. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die meisten Verfechter der herkömmlichen Zweiquellentheorie auch weiterhin – wenigstens vorläufig – der Dmk-Hypothese skeptisch gegenüberstehen werden. Diese Skepsis braucht nicht unbedingt, wie Fuchs recht pauschalierend meint, auf eine unkritische Haltung der Betreffenden oder auf ihren mangelnden „Mut“ hinzuweisen, „gewohnte und liebgewordene Auffassungen in Frage zu stellen“ (252), sondern dürfte eher mit dem *grundsätzlichen Bedenken* zusammenhängen, daß die Lösung des synoptischen Problems und der damit verbundenen Quellenfrage nicht gerade erleichtert wird, sondern noch komplizierter erscheint, wenn man neben Q zusätzlich Dmk als eine weitere hypothetische, weil – selbst unter der Voraussetzung ihrer Existenz – weder dem Umfang noch dem Wortlaut nach „mit voller Sicherheit und Eindeutigkeit“ (155) zu rekonstruierende Größe einführt. Abgesehen von diesem grundsätzlichen Bedenken wirft die Dmk-Hypothese eine Reihe von *Einzelfragen* auf, die – zumindest in der hier vorgestellten Arbeit – (noch) nicht voll befriedigend beantwortet scheinen. Dazu gehören insbesondere die Fragen, die das Verhältnis des Dmk-Redaktors und der (von ihm abhängigen) weiteren Redaktoren Mt bzw. Lk zu Q betreffen, z. B.: wo konkret hat Dmk „Teile von Q“, wo hat er „anderes Mate-

rial“ (13) eingearbeitet? Wie ist er bei seiner Redaktionsarbeit am Q-Text vorgegangen? Wie läßt sich überhaupt einigermaßen sicher feststellen, was in Dmk Tradition aus Q (bzw. anderen nicht-mk Quellen) und was demgegenüber Redaktion ist? Wie ordnen sich die mk-*unabhängigen* (und deshalb auch nicht unbedingt *parallel* auftretenden) Übereinstimmungen zwischen Mt und Lk in die (ja wohl nur mit einer *indirekten* Q-Benutzung durch die Großevangelisten rechnende) Dmk-Hypothese ein? Nicht zuletzt von der weiteren Klärung dieser und anderer Fragen wird es wohl abhängen, ob und inwieweit sich die „Dreistufen- oder Dreistadien-theorie“ in Zukunft durchsetzen kann. Doch wie immer man auch zu der hier vorgelegten Dmk-These stehen mag – eines darf man auf jeden Fall schon jetzt feststellen: Fuchs hat mit seiner gründlichen, inhaltlich wie sprachlich-formal ansprechenden und auf hohem wissenschaftlichen Niveau stehenden Untersuchung gerade dadurch, daß er es unternimmt, „auch ganz selbstverständlich akzeptierte und fast mit dogmatischer Sicherheit tradierte ‚Erkenntnisse‘ und Axiome auf ihre Richtigkeit und Tragfähigkeit zu überprüfen“ (9), der exegetischen Forschung zweifellos einen wertvollen Dienst erwiesen, und so bleibt nur zu hoffen, daß seine Prognose, die Zweiquellentheorie werde sich „in Zukunft sicher mehr als bisher mit dem vernachlässigten und kritischen Problem der agreements beschäftigen müssen“ (251), tatsächlich in Erfüllung geht.

Fulda

J. Zmijewski

Postscriptum

Ohne auf die Schwierigkeiten des Rezensenten mit Dmk hier näher eingehen zu können, soll bloß die Frage gestellt werden, ob die synoptischen *Tatsachen* (die agreements lassen sich nicht bestreiten) der Exegese den Gefallen tun werden, daß sie eine so einfache Lösung ermöglichen, wie Z. sie gern haben möchte. Es scheint nicht ratsam, „*grundsätzliche Bedenken*“ gegen mangelnde Beobachtungen auszuspielen. Das war noch immer gefährlich für jede Wissenschaft.

A. Fuchs

H. Giesen, *Christliches Handeln. Eine redaktionskritische Untersuchung zum δικαιοσύνη-Begriff im Matthäus-Evangelium* (EH, 23/181), Frankfurt - Bern 1982 (Verlag P. Lang), 319 Seiten, kart. ·sfr 70,—

Es kann für einen Leser bzw. Benützer dieser 1979 am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom vorgelegten Dissertation nützlich sein, seine Orientierung vom Schlußabschnitt der Arbeit her zu beginnen, in dem der Verfasser den matthäischen Begriff

der „Gerechtigkeit“ mit dem des Paulus vergleicht. Was von vornherein zu erwarten ist, trifft näher besehen auch zu, daß nämlich beide großen Theologen der Urkirche, Paulus und Matthäus, ihre eigene, durch persönliche Erfahrung und kirchliche Umwelt geprägte Sicht von einem theologischen Leitbegriff haben, der ihr jeweiliges, mündliches oder schriftliches „Evangelium“ entscheidend bestimmt. „Dem Evangelisten geht es um die Didache, die Lehre für diejenigen, die schon zum Glauben gekommen sind“, dagegen „verwendet Paulus die Vokabel vornehmlich im Zusammenhang des Christ*werdens*“ (259 bzw. 260). Unübersehbar ist auch, daß Mt den ethischen Akzent stärker setzt als Paulus, der bei diesem Begriff mehr „das freie, unverdiente Heilshandeln Gottes am Menschen“ (aa.O.) im Blick hat. Die wesentlichen Unterschiede zusammengefaßt, ergibt sich somit: „Paulus formuliert theologischer, während Mt die Gerechtigkeit vorwiegend ethisch-paränetisch akzentuiert“ (261). Man kann sich kaum der Erkenntnis entziehen, daß für den Missionar und Theologen Paulus der ständige Kampf gegen die Heilsnotwendigkeit des jüdischen Gesetzes den Inhalt seines Denkens prägt, während der Seelsorger Mt im Blick auf seine Gemeinde die praktische Verwirklichung des Christseins vor Augen hat.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Giesen der Bedeutung von *δικαιοσύνη* an allen Stellen des Mt-Ev in eingehenden Analysen nachgeht, wobei sowohl der diachrone wie der synchrone Aspekt ausgiebig berücksichtigt werden. Erstaunlich ist die umfassende Heranziehung der Literatur, die auch bei evtl. anderer Beurteilung der Einzeltexte das Buch zu einer Fundgrube macht. Rein technisch ist die Arbeit fast fehlerfrei geschrieben und durch Personen- und Schriftstellenregister gut aufgeschlüsselt, sodaß sachliche Angaben wie wissenschaftliche Positionen der verschiedenen Autoren leicht greifbar werden. Aufgrund ihres Themas wird die Abhandlung sowohl für die Bibl. Theologie und Ethik als auch für die Arbeit am Mt-Ev zweifellos ihren Nutzen erweisen.

Linz

A. Fuchs

T. A. Mohr, Markus- und Johannespassion. Redaktions- und traditionsgeschichtliche Untersuchung der Markinischen und Johanneischen Passionstradition (AThANT, 70), Zürich 1982 (Theologischer Verlag Zürich), 459 Seiten, kart. sfr 53,—; DM 64,—

Diese Dissertation der Basler Theologischen Fakultät aus dem Jahr 1980 stellt ohne Zweifel eine höchst erstaunliche und bedeutsame Studie dar, die nicht nur zum Thema „Passion“ neue Einsichten bringt, sondern auch für die Frage nach dem

historischen Jesus und der Tatsache und Eigenart seines messianischen Anspruchs Ergebnisse zeitigt, die große Beachtung verdienen. Nicht nur die Bultmannschule wird manches beherzigen müssen, was sie bisher aufgrund ihrer allzu mutigen Voraussetzungen nicht wahrhaben wollte; auch für das positive Verständnis Jesu und für dieses in erster Linie bedeuten diese Studien einen Schritt nach vorn.

Der Verfasser bringt zunächst in der Einleitung (11–43) hauptsächlich einen Überblick über den Stand der Diskussion, der den Leser über die jüngsten Arbeiten zur Passionsgeschichte informieren soll. Darauf folgen im Hauptteil 24 Einzelstudien zu den Perikopen von Mk 11,1–16,8 und den jeweiligen vergleichbaren Stücken des Joh-Ev, in denen in gründlicher Auseinandersetzung mit der Literatur (über 900 Titel) nach dem Anteil des Evangelisten und nach vorausgehenden Stadien des Stoffes gefragt wird (45–403). Ein Schlußteil, der die Ergebnisse sehr übersichtlich zusammenfaßt und auswertet (404–427), beschließt das Buch.

Bereits der Umschlagtext informiert darüber, daß die sehr intensiven Analysen zu dem Ergebnis führen, daß Johannes „die älteste Überlieferung aufbewahrt hat“. Sie ist weitgehend parallel mit einem Grundbericht bei Mk (= P), der noch vor Mk erweitert wurde (= B) und durch den Evangelisten nochmals eine sehr spürbare Veränderung erfuhr. Näherhin läßt sich dazu noch folgendes erkennen: P, der unbearbeitete vormk Langbericht, ist aus dem Interesse heraus verfaßt, Auskunft darüber zu vermitteln, „wie und warum es zu Jesu Tod (am Kreuz) kam“ (404). Dieser Bericht „verbleibt noch ganz im judenchrl. Milieu der Jerusalemer Urgemeinde. Sämtliche Traditionen spielen in und um Jerusalem“ (405). Er ist ursprünglich aramäisch verfaßt, was sich u. a. aus den zahlreichen Semitismen, dem Gebrauch des MT und aramäischen Sprachresten ableiten läßt. Theologisch ist der Bericht dadurch gekennzeichnet, daß die judenchristliche Urgemeinde Jesus für mehr als einen Propheten, nämlich für den Menschensohn hält. Daneben ist aber bedeutsam und neu gegenüber weit verbreiteten Positionen der Exegese, daß die Jerusalemer Urgemeinde Jesus auch bereits als „Sohn des Hochgelobten“ bekennt und der Sohnestitel demnach nicht erst aus der hellenistischen Gemeinde stammt. Dem Skandal der Kreuzigung des Messias begegnet P mit dem Modell vom leidenden Gerechten und mit dem Hinweis auf die Andeutungen Jesu, aus denen die freiwillige Übernahme seines Leidens hervorgeht.

Im joh Grundbericht wird „der judenchrl. Charakter und die Jerusalemer Herkunft der Trad. . . . gelegentlich noch deutlicher als in P“ (408). In diesem Passionsbericht fehlt noch alles, was der vormk Bearbeiter (B) in P eingefügt hat (s. u.), und wegen der Unterschiede zu P ist anzunehmen, daß diese Version von den Synoptikern unabhängig ist. Später hat ein Redaktor (R) die Stücke Joh 13,36–38; 16,32; 18,15–18.25–27 und 20,2–11a ergänzt, die eine Kenntnis der Synoptiker verraten.

Die zweifache Überlieferung der Passion Jesu glaubt Mohr damit erklären zu können, daß der ursprünglich aramäische Bericht schon sehr früh, nämlich beim Übergang in den hellenistischen Sprachraum, „zwei verschiedene Uebersetzungen ins Griechische erfahren“ hat (408). Johannes „hatte also einen älteren Passionsbericht als Mk!“ (407). Wenn der Autor nochmals nach Anlaß und Sinn dieses Berichtes fragt, kommt er aufgrund formgeschichtlicher Überlegungen wieder zu dem Urteil, daß der Verfasser eine Antwort zu geben versucht auf die Fragen nach dem Wie und Warum des Leidens Jesu, das gerade mit seiner behaupteten Messianität unvereinbar scheint. Als „Sitz im Leben“ führt Mohr den „Zustrom immer neuer Menschen“ an, „dass man für ihre Unterweisung, dh als Grundlage für die Katechese, die einzelnen Ueberlieferungen in einem grösseren Passionsbericht zusammenfasste. Denn mit kerygmatischen Formeln wie 1 Kor 15,3–5 konnte man niemanden abspesen“ (410). So wenig diese Sätze einer bestimmten Richtung der neueren ntl. Exegese gefallen werden, so sehr wird man ihnen zustimmen müssen.

Der Autor von B, der noch vor Mk erfolgten Erweiterung von P, „fühlt sich als Christ grundsätzlich noch dem Judentum verbunden“ (411). „Er ist ein schriftgelehrter Mann, dessen Denken stark im AT (LXX) verwurzelt ist. Er ist besonders daran interessiert, zu zeigen, dass sich in Jesu Leidensgeschick die Schriften erfüllt haben, wie er in 14,49b ausdrücklich hervorhebt“ (412). Für ihn ist Jesus „als Gottessohn ein θεός ἀνήρ. Aber damit gleicht er nur at. Vorbildern wie dem Mose, dem Samuel, dem Elisa u. a.“, und keineswegs den θεοὶ ἄνθρωποι der außerjüdischen Antike. Auf ihn gehen das Stück von der Besorgung des Reittiers für den Einzug Jesu (11,1b–7), die Findung des Passahmahlsales (14,12–16) und die Verleugnung Jesu durch Petrus (14,54.66ff) zurück. Mohr erkennt für diese Schicht deutliche Anzeichen von Schriftlichkeit.

„Mk hat dem ihm vorgegebenen Passionsbericht PB eine beträchtlich andere Gestalt verliehen“ (414). Dazu zählt als größter Block der Einschub von Kap. 12–13, was dazu führt, daß seine Passionsgeschichte erst bei 14,1 beginnt und gegenüber der Vorlage verkürzt ist. Die neue Komposition 11–13 ist um den Tempel zentriert, wobei sich aber die kritische Distanz des Evangelisten zum Tempel und zu Jerusalem als der Stadt der Gegner und der Verwerfung Jesu, die nun selbst mit ihren Führern verworfen ist, nicht übersehen läßt. Damit in Zusammenhang steht, daß Jesus als Auferstandener den Jüngern in Galiläa begegnet. „Denn nachdem die Gegner selbst es waren, die Jesus aus der Stadt führen und ans Kreuz auf Golgotha schlagen liessen, erscheint der Gekreuzigte und nach drei Tagen Auferstandene nicht mehr in Jerusalem!“ (416). Mit Interesse liest man, daß Mk „die uspr. Epiphanie Jesu vor Maria-Magdalena . . . gestrichen und durch den Aufbruch und Aufruf zur Heidenmission ersetzt“ (417) hat, was in der joh Tradition nicht

geschah. Stark wird von Mohr auch die Deutung der Messianität Jesu aus der Sicht des deuterocesajanischen ebedJahwe betont, was für die gesamte Interpretation des Mk-Ev seine Konsequenzen hat.

Schließlich sind die Folgerungen bezüglich des historischen Charakters der Überlieferung und des messianischen Anspruchs Jesu von nicht geringem Gewicht. „Nicht erst die Urgemeinde glaubte und verkündete Jesus als den Christus. Er selbst trat mit einem messianischen Anspruch auf, den er durch den Menschensohn- und Gottessohntitel klar von weltlich-politischen Erwartungen absetzte“ (427). „Wie die grossen Propheten Gottes im Alten Testament wusste auch Jesus, wer er war und welchen Auftrag er auf Erden hatte. Für die Wahrheit seines Anspruches und seiner Aufgabe war er bereit, den Tod auf sich zu nehmen“ (aaO.). Aufgrund dieser Tatsache muß man dem Autor recht geben, wenn er sich dem ebenso weit verbreiteten wie unhaltbaren Gerede vom fast unüberbrückbaren Graben zwischen dem vorösterlichen Jesus und dem nachösterlichen Christus nicht anschließt, sondern meint: „Es scheint mir nicht eines der geringsten Ergebnisse dieser hier vorgelegten Untersuchung zu sein, dass sie bei aller Pluralität und Differenziertheit der geschichtlichen Entwicklung im einzelnen eine weit grössere und breitere christologische und soteriologische Kontinuität zwischen Jesus und der Urgemeinde aufzeigte“, als dem Verfasser selbst „bis dahin im Verein mit der kritischen Forschung klar war“ (427).

Ohne auf weitere Ergebnisse eingehen zu können und auch ohne jedes Jota in dem umfangreichen Buch als letztes Wort in der Diskussion um die Probleme der Passionsgeschichte zu betrachten, handelt es sich bei dieser Abhandlung ohne Zweifel um einen wesentlichen Schritt nach vorn sowohl in Richtung des Verständnisses der jeweiligen Texte selbst wie ihrer Geschichte. Nicht zuletzt ist der Autor der Gestalt des historischen Jesus ein gutes Stück nähergekommen. Aufgrund all dessen kann der Verfasser der Anerkennung seiner Arbeit und des Dankes für seine Mühe sicher sein.

Linz

A. Fuchs

F. W. Horn, Glaube und Handeln in der Theologie des Lukas (GTA, 26), Göttingen 1983 (Vandenhoeck und Ruprecht), 400 Seiten, kart. DM 76,—

Die vorliegende Arbeit stellt im wesentlichen die bei G. Strecker geschriebene und von der Theologischen Fakultät Göttingen (1982) angenommene Dissertation des Verfassers dar. Sie ist sowohl vom Umfang des bearbeiteten Materials wie von ihrer im allgemeinen sehr scharfsinnigen und präzisen Methodik her beachtlich und

geht über die Erfordernisse einer Dissertation bei weitem hinaus. Trotz ihres speziellen, auf die Ethik des Lk bezogenen Themas wird sie, um dies gleich zu Beginn festzuhalten, in der gesamten Auseinandersetzung um Lk und Apg einen bedeutenden Platz einnehmen. Stil und Argumentation des Autors sind einfach und gut lesbar; das ausführliche Literaturverzeichnis und ein Stellenregister sollten auch in anderen vergleichbaren Fällen unabdingbar sein.

In der Einleitung setzt sich Horn mit Inhalt und Methode einer Ethik des Evangelisten Lk auseinander. Die bekannten Schlagworte von einem „christlichen Sozialismus“ im 19. Jh. bzw. von einer „Theologie der Armut“ in neuerer Zeit veranschaulichen rasch, daß man Lk für die verschiedensten Standpunkte zu vereinnahmen suchte und daß eine methodische Bearbeitung seiner ethischen Aussagen eine Notwendigkeit darstellte. Daß dabei das Ausmaß des Lk Sondergutes, die wiederholte Behauptung ebionitischer Quellen u. ä. sehr große Genauigkeit und konsequente Trennung von Tradition und Redaktion erfordern würden und vor nicht geringe Probleme stellen könnten, haben bisher auf diesem Gebiet gemachte Versuche nicht zuletzt durch ihre gravierenden Mängel schon erwarten lassen. Horn ist sich dieser Schwierigkeiten von Anfang an bewußt und bemerkt bereits im Vorwort, „daß nicht die Zusammenstellung disparater Traditionen das letzte Wort des Evangelisten ist, sondern deren Redaktion und planvolle Komposition im Doppelwerk in Hinblick auf die Fragen und Probleme der frühchristlichen Gemeinde“ (3). Es ist ein Kennzeichen der Arbeit Horns, daß er dem Sitz im Leben der Redaktion des Lk und seiner Überlieferung mit großer Aufmerksamkeit nachgeht, was die Voraussetzung dafür ist, daß es ihm gelingt, zahlreiche Texte sehr plausibel verständlich zu machen. Daß H. Evangelium *und* Apg heranzieht, um den redaktionellen Beitrag des Lk abzusichern, braucht nicht erwähnt zu werden.

Im folgenden muß sich die Rezension damit begnügen, auswahlweise auf bestimmte Texte bzw. Ergebnisse einzugehen, da eine Wiedergabe aller behandelten Perikopen zu sehr ins Detail führen würde.

H. beginnt mit der Apg und untersucht vor allem die Summarien 2,42–47 und 4,32–37 sowie die Miletrede 20,17–35. Aus seiner Analyse ergibt sich „ein relativ geschlossenes Bild . . . : als Kern der Gemeindepurifizierung konnte die Forderung der Unterstützung der Bedürftigen (2,45; 4,35; 20,33–35) erkannt werden“. „Lk wendet sich vorwiegend an Besitzende auf dem Erfahrungshorizont des faktischen Konfliktes von Geld und Evangelium. Nicht aber argumentiert er vom Standpunkt der Armen in einem pauperistischen Sinn“ (56).

In einem weiteren Kapitel wendet sich H. den beiden Lk Kompositionen 12, 13–34 (Warnung vor Habsucht) und 16,1–31 (Gebot zu Almosen) zu, wo, um nur auf das erste Beispiel näher einzugehen, Lk 12,15.21 und 33 den besonderen Akzent

des Evangelisten verraten. Aus einer ganzen Reihe von Stücken des Lk-Ev zur Reichtumsparänese kommt der Autor zu dem Schluß, daß der Evangelist durch seine jeweilige Redaktion „Besitzverzicht als Ermöglichung wohl tätigen Verhaltens“ betont und sich dabei an vermögende Christen wendet, deren „privatisierte Einstellung“ zum Besitz persönliche Gefahr und Schaden für die Gemeinde bedeutet. „Eine asketische oder pauperistische Zielsetzung liegt der Besitzverzichtforderung (aber) nicht zugrunde“ (119).

Wie erwähnt, ist der vorgebliche „Ebionitismus“ des Lk seit langem ein Problem. Horn rechnet Lk 6,20–26; 1,46–55 und 16,19–26 zu dieser Tradition und sieht ihren Sitz im Leben in einer Situation, die „von dem Gegensatz einer armen judenchristlichen Gruppe zu reichen Repräsentanten Israels bestimmt“ ist (145). Die Bearbeitung dieser Überlieferung durch den Evangelisten zeigt, daß er diese Stoffe „gegen ihren ursprünglichen Sitz im Leben und ihre Aussage einem paränetischen Anliegen untergeordnet hat“. Jetzt sind sie „auf vorwiegend vermögende Christen ausgerichtet“ und bringen nicht mehr „die Hoffnung armer Judenchristen“ zum Ausdruck (186). Im Sinn des Lk warnen sie vor der Gefahr, die mit Besitz verbunden sein kann, und fordern Wohltätigkeit. Aus seiner Redaktion ist demnach abzuleiten, „daß der Evangelist an keiner Stelle einen pauperistischen Standpunkt einnimmt, von dem aus er Reiche grundsätzlich verdammt und Arme ob ihrer freiwillig bejahten Armut seligpreist“ (189).

Im folgenden zeigt Horn anhand der Berufungsberichte, der Aussendungs- und Nachfolgereden „die Notwendigkeit eines grundsätzlichen Bruches mit dem bisher Bestimmenden als Freiheit für die βασιλεία“ auf, wobei er „den Besitzverzicht als hervorragenden Ausdruck dieses Bruches in allen drei Komplexen“ darstellt (202). „Besitz ist in dieser Hinsicht nicht mehr als ein ‚Testfall‘ für die Bereitschaft zur konsequenten Nachfolge“ (193).

Schließlich wendet sich H. der Forderung der Selbsterniedrigung zu und findet einen ähnlichen Sitz im Leben wie beim Thema Besitz und Besitzverzicht. „Sie hat Gemeindeglieder im Blick, die sich, bedingt durch ihren Besitz, überlegen wissen (16,15), sich rechtfertigen (16,15; 18,9) und andere verachten (18,9)“ (204). Zusammenfassend stellt der Autor fest: „Die Paränese des Lk Doppelwerkes ist von Gemeindeerfahrungen her gestaltet und auf Gemeinde bezogen“. „Der Evangelist spricht in die Situation beginnender Pluriformität innerhalb der Gemeinde, der Diskrepanz zwischen reichen und bedürftigen Christen, der Selbstüberheblichkeit, Selbstrechtfertigung und Verachtung anderer. Ein Teil der Christen seiner Gemeinde sind bereits den von ihm genannten weltlichen Versuchungen erlegen und vom Glauben abgefallen“ (243). – Nach dem Urteil des Rezensenten ist es dem Verfasser in überzeugender Weise gelungen, zahlreiche Texte zum Thema „Arm

und reich bei Lk“ von der Last einseitiger und falscher Interpretation zu befreien und mit Hilfe der Verankerung in der Kirche des Lk ihren wahren Aussagegehalt deutlich zu machen. Mit dieser Studie hat Horn somit nicht nur der biblischen Ethik einen fundamentalen Dienst erwiesen, sondern auch zum Verständnis des Lk Doppelwerkes einen maßgeblichen Beitrag geleistet.

Obwohl es nicht direkt, sondern nur als Voraussetzung mit seiner Untersuchung zu tun hat, nimmt man die quellenkritische Ansicht des Verfassers gern zur Kenntnis, „daß nicht das jetzt kanonische Mkev, sondern eine geringfügig abweichende Fassung den Seitenreferenten vorgelegen hat“, wie aus den „gemeinsamen Abweichungen“ (14) hervorgeht. Daß es sich dabei nach Horn um einen Deuteromarkus handeln soll, wird auch für den zu beachten sein, der wie der Autor sich dafür nur auf eine knappe Überlegung G. Streckers beruft und die weit ausführlichere Literatur zu dieser Frage anscheinend nicht kennt.¹ In Auseinandersetzung damit wäre der Verfasser vielleicht nicht mehr imstande, die parallelen Unterschiede so leicht als „geringfügig“ abzutun, wie es ihm die Außerachtlassung der genannten Arbeiten gestattet, und S. 191, entgegen seiner vorhin zitierten Grundauffassung, die agreements doch einer im Vergleich zu Mk *älteren* Quelle zuzuschreiben. Die mangelnde Beachtung dieses anerkannt schwierigen Problems kann aber die übrigen Verdienste dieses Buches nicht schmälern.

Linz

A. Fuchs

M. G. Steinhauser, Doppelbildworte in den synoptischen Evangelien. Eine form- und traditionskritische Studie (FzB, 44), Würzburg 1981 (Echter Verlag), 467 Seiten, kart. DM 56,—

Diese Studie ist die wenig veränderte Fassung einer Dissertation, die 1977/78 an der Theologischen Fakultät der Universität Würzburg vorgelegt wurde.

In der Einleitung (19–39) sucht der Verfasser den Begriff „Doppelbildwort“ zu klären, führt eine Liste des unter diesem Titel zu untersuchenden Materials an und bietet einen Abriss der Gleichnisforschung, vor allem im Blick auf Inhalt und Zusammenhang von Metapher, Bildwort, Allegorie und Gleichnis.

Das eigentliche Untersuchungsmaterial gliedert Steinhauser in vier Gruppen, entsprechend vier unterschiedlichen formalen Gesichtspunkten. 1. Doppelbildworte (= D), in denen einfache Änderungen (im Lauf des Überlieferungsprozesses)

¹ Vgl. dazu A. Fuchs, Durchbruch in der Synoptischen Frage, in diesem Band S. 5–17.

vorkommen (41–121); 2. solche, die sich im Überlieferungsprozeß auflösen (123–179); 3. D., die sich als eine Zusammenfügung von parallelen Gliedern vermuten lassen (181–325); und 4. D., die einen komplizierten Traditionsprozeß erkennen lassen (327–404). Das 5. Kapitel geht der traditionsgeschichtlichen Frage nach der Herkunft der Doppelung der Bildworte und ihrem ursprünglichen Sinn im Munde Jesu nach (405–414), während das 6., abschließende Kapitel wieder – wie teilweise die Einleitung – linguistische Aspekte aufnimmt und nach der Natur und der Funktion des Bildwortes und dem Verhältnis zur Form des Gleichnisses und der Allegorie fragt (415–437). Eine kurze Zusammenfassung und ein Literaturregister schließen das Buch ab.

Der Autor geht in traditioneller Weise vor und untersucht mit Hilfe der historisch-kritischen Methode, die sich auch hier wieder trotz einiger linguistischer Überlegungen am Anfang und Ende des Buches als die eigentlich brauchbare erweist, in der ersten Kategorie Mk 2,21f; Mt 7,7–11; 7,16 und 8,20 mit den jeweiligen Parallelen der Synoptiker oder des Thomasevangeliums, in der zweiten Mk 3,24–26; Mt 7,13f und 11,17, in der dritten Mt 10,24.25a; Lk 17,34f; Mt 6,26–30; Lk 12,33; 12,54–56; Mt 7,6; 10,16; 24,27f und 12,33–35, und schließlich in der vierten Mt 5,13–14a; 5,14b–15 und die Gesamtkomposition Mk 4,21–25. Soweit wie möglich wird eine Urform bei Mk oder/und in Q rekonstruiert und von beiden Versionen zum Sitz im Leben des historischen Jesus zurückgefragt. So sicher und methodisch unbedenklich dieser Weg zu sein scheint, hat er doch seine Gefahren und ist gelegentlich nicht mehr als der Reflex und die Fortsetzung der Arbeits- und Denkweise jener Autoren, an die sich Steinhauser hält. Zu Mk 3,24–26 und Parallelen jedenfalls läßt sich die von Mk abweichende Version der Seitenreferenten auch anders als mit Q erklären bzw. ist der Rekurs auf die Logienschrift unzutreffend und demnach auch ein weiteres Rückschließen von *zwei voneinander unabhängigen* Fassungen (Mk, Q) auf eine dahinterliegende Urform unzulässig. Hier macht sich zum Nachteil und Schaden der Arbeit bemerkbar, daß der Verfasser die vor dem Druck erschienene, zu seinem Thema gehörige Literatur nicht mehr berücksichtigt hat und offensichtlich nicht kennt. Vgl. z. B. R. Laufen, Die Doppelüberlieferungen der Logienquelle und des Markusevangeliums (BBB, 54), Bonn 1980, die bereits 1978 als Dissertation zugänglich war, oder auch die Habilitationsschrift des Rezenten, Die Entwicklung der Beelzebulkontroverse bei den Synoptikern (SNTU B, 5), Linz 1980, die eine von der Auffassung Steinhausers *wesentlich* verschiedene Möglichkeit in Betracht zieht und mit der sich der Verfasser, selbst wenn er sie ablehnen sollte, methodisch hätte auseinandersetzen müssen. Dies gilt umso mehr, als die dort vorgetragene Interpretation der agreements, die Steinhauser für Indizien von Q hält, schon in früheren Aufsätzen vorgelegt wurde. Obwohl dies nicht den

Hauptteil seiner Analysen betrifft, fällt durch diesen sachlichen und methodischen Mangel ein Schatten auf die Dissertation, der sich bei einiger Umsicht vermeiden hätte lassen. Im übrigen erweisen sich die sehr lesbar geschriebenen Beiträge aber als gute Orientierung in den Problemen, die mit Form, Inhalt und Traditionsgeschichte der synoptischen Doppelbildworte verbunden sind, und können sowohl dem Exegeten für seine weitere Arbeit wie auch dem Praktiker als Schlüssel zu einem besseren Verständnis der behandelten Texte dienen.

Linz

A. Fuchs

R. E. Brown, Ringen um die Gemeinde. Der Weg der Kirche nach den Johanneischen Schriften, Salzburg 1982 (Otto Müller Verlag), 167 Seiten, kart. S 210,—

Man muß es zu den Verdiensten des Otto Müller Verlages rechnen, daß er das für die Diskussion um das Joh-Ev und die Joh-Briefe äußerst wichtige Buch von R. Brown, *The Community of the Beloved Disciple* (1979) ins Deutsche übersetzen ließ und in einer für einen breiteren Leserkreis geeigneten Form veröffentlicht hat. Freilich kann man zweifeln, ob es trotz dieser Zielsetzung gut war, zum Unterschied vom englischen Original auf alle wissenschaftlichen Angaben zu verzichten. Wer dieses Buch überhaupt liest, hätte wohl auch gern die vom Autor gebotene Dokumentation seiner Thesen zur Verfügung gehabt, ohne daß das Buch um vieles teurer hätte werden müssen.

R. Brown beabsichtigt mit seiner Monographie eine Zusammenfassung seiner zahlreichen vorausgehenden joh. Studien und eine Ergänzung (und Korrektur) seines großen Kommentars in der Reihe der Anchor-Bible zu geben. Nach seiner Überzeugung bildet das joh. Denken „einen Höhepunkt früher Christologie und Ekklesiologie“ (9), unterscheidet sich andererseits aber in „herausfordernder Andersartigkeit“ (10) von Entwürfen, die zur selben Zeit in anderen Gebieten der frühen Kirche erstellt wurden. Auf jeden Fall gibt aber die Studie R. Browns einen äußerst aufschlußreichen Einblick in Wachsen und Werden einer frühchristlichen Gemeinde und ihrer Christologie, die gerade wegen dieses konkreten Bekenntnisses stärksten Belastungen ausgesetzt war.

Brown sieht die Entwicklung der joh. Gemeinde in mehreren Phasen: I. Eine in oder nahe bei Palästina lebende Christengemeinde, zu der auch ehemalige Täuferjünger zählen, vertritt einen davidischen Messias, der die Prophezeiungen erfüllt und durch Wunder bestätigt wird. Der so oft als rätselhaft betrachtete „Lieblingsjünger“ ist eine historische Gestalt und gehört (als ehemaliger Täuferjünger) zu dieser Gruppe. Eine zweite Gruppierung mit tempelkritischer Einstellung, die

Samaria-Mission betrieb und von dort eine abweichende Messianologie mitbrachte, führt zu Schwierigkeiten innerhalb der Gemeinde. Sie überträgt die auf Moses konzentrierten Erwartungen auf Jesus und sieht ihn als den, der (wie Moses) bei Gott war und jetzt dessen Wort zu den Menschen bringt. Die Entwicklung dieser Präexistenzchristologie führt zur Auseinandersetzung mit den jüdischen Synagogen, die in der Vergöttlichung Jesu eine Gefahr für den Monotheismus sehen und diese Christen nun aus ihrer Gemeinschaft verstoßen (ca. 55–85). II. In einer zweiten Phase (um 90) wendet sich die joh. Gemeinde der Mission an Nicht-Juden zu, möglicherweise nach einer Umsiedlung in die Diaspora. Das fördert die universalistische Einstellung, bringt aber durch die Abweisung von seiten der neuen Umgebung und andauernde Verfolgungen durch die Juden die Erfahrung der Fremdheit der Gemeinde inmitten einer bösen Welt. Die Ablehnung der Christologie, die viel weiter entwickelt war als die anderer christlicher Gemeinden, endet im Bruch mit den Judenchristen. Auch die Gemeinschaft mit den von den Aposteln geführten Christen ist wegen der unterschiedlichen Christologie und Kirchenstruktur (die joh. Gemeinde betont die Jüngerschaft anstelle der hierarchischen Ämter) nicht im Voll-sinn gegeben. R. Brown ist der Ansicht, daß sich der bisher skizzierte Entwicklungsprozeß im *Evangelium* abzeichnet, während die weitere Entwicklung der Gemeinde den *Briefen* (um 100) zu entnehmen ist.

Nach Brown stammen alle drei Briefe vom selben Autor, der aber nicht mit dem Evangelisten identisch ist und auch nicht mit dem Endredaktor, sondern als im übrigen unbekanntes Mitglied der joh. Schule zu verstehen ist. „Wirklich entscheidend für die Datierungsfrage ist“, wie der Verfasser zum Unterschied von anderen Autoren vertritt, „die Tatsache, daß die Briefe sich mit Leuten innerhalb der Gemeinde befassen, während das Evangelium das Verhältnis der johanneischen Gemeinde mit Außenstehenden zum Thema hat“ (76). Ursache für die Änderung in der Orientierung sind Gegensätze in der Interpretation des Joh-Ev, die zur Spaltung der joh. Gemeinde führen und ihre Existenz insgesamt bedrohen. Die vom Verfasser bekämpften Dissidenten (= die größere Gruppe) betonen den göttlichen Charakter Jesu so stark, daß dessen menschliches Leben an Bedeutung verliert. Die Berufung auf den Geist, der in alles einführt, erübrigt nicht menschliche Lehrer. Als Garant des rechten Glaubens erweist sich nun der „Presbyter“ als Mitglied des Kreises jener Personen (= joh. Schule), „die sich dem Lieblingsjünger so nahe fühlten, daß sie seine Überlieferung durch schriftliche Auslegung weiterzugeben suchten“ (79), wie in der vorausgehenden Phase (Zeit des Ev. und vorher) dieser große Unbekannte, der in gewissem Sinn die Apostel übertrifft, zur maßgebenden Mitte der joh. Gemeinde geworden war. Es ist die Tragik der Gemeinde, daß die Dissidenten den Weg zur Gnosis weitergegangen sind, während die Anhänger des Verfassers die

Präexistenzchristologie in die Großkirche, in der sie aufgingen, einbringen konnten, umgekehrt aber die Ämterstruktur der apostolischen Kirchen anerkennen mußten.

Ohne auf Weiteres näher eingehen zu können, hat man mit dieser Untersuchung von R. Brown ein Buch vor sich, das man von Anfang bis Ende mit echter Spannung liest und das geeignet ist, dem Leser einen wirklichen Zugang zu der rätselhaften Schrift zu bieten, die das Joh-Ev darstellt. Aus diesem Grund ist man dem Verlag für die deutsche Ausgabe zum Dank verpflichtet, auch wenn die Übersetzung stellenweise fehlerhaft ist (grammatisch und inhaltlich) und weder Übersetzer noch Lektor einzelnen Details gewachsen waren. Vgl. S. 35 die falsche Angabe zu Josephus oder die Formulierung S. 39: „Der Shemon Esreh wandte sich an Gott“, wo das 18-Gebet mit einer Person verwechselt wird! 72 fehlt ein *zu* vor *erörtern*, 78 ist die Kursivsetzung falsch, 98 ist der Beginn von Kapitel III B völlig verkehrt übersetzt, 81f merkt man, daß das Lektorat Schwierigkeiten mit dem Dativ Plural hat (*Gegnern*), 92 wäre ein doppeltes *daß* zu streichen und ein grammatischer Fehler zu verbessern (*dieser Welt*); 104 überführt der Paraklet natürlich nicht die Welt der Gerechtigkeit, sondern weist nach, daß sie in bezug auf die Gerechtigkeit im Irrtum ist; 104, 105 und 116 lassen die falschen Wortabteilungen einen ausländischen Setzer vermuten, 101 ist *kathos* falsch, 122 *sympatbisierte*, usw. S. 119 ist von einem Traktat Nag Hammadi die Rede, während es sich in Wirklichkeit um den N. H. Traktat „Das Zeugnis der Wahrheit“ handelt, was die schon erwähnte mangelnde Sachkenntnis des Übersetzers und Verlags verrät, wie es auch 129 *verblendet* und nicht *geblendet* heißen mußte; schließlich ist die Schreibung Isaja (104) nicht bloß unhaltbar, sondern auch unkonsequent, vgl. 45!

Trotz all dieser Mängel gehört das Buch aber als unbedingtes „Muß“ in jede Theologenbibliothek und darüber hinaus in die Hand möglichst vieler.

Linz

A. Fuchs

F. Neirynek, *Evangelica. Gospel Studies — Études d'évangile. Collected Essays*, hg. v. F. van Segbroeck (BETL, 60), Löwen 1982 (Peeters/Leuven University Press), XIX + 1036 Seiten, kart. bfr 2.000,—

Die hier vorgelegten gesammelten Aufsätze zu den Evangelien stammen aus den letzten 2 Jahrzehnten und wurden zum 20. Jahrestag der Ernennung von F. Neirynek zum Professor für NT an der Univ. Löwen von seinem früheren Schüler und jetzigen Mitarbeiter F. van Segbroeck neu herausgegeben. Es handelt sich um 27 Beiträge auf französisch, 14 auf englisch und 2 flämische, von denen einer aber auch (im *Concilium*) auf deutsch zugänglich ist. Sie wurden unverändert abge-

druckt, vom Verfasser aber in den meisten Fällen durch ergänzende Bemerkungen inhaltlich und bibliographisch auf den neuesten Stand gebracht.

Der Sache nach gliedert sich der umfangliche Band in 5 Teile. Teil I bringt jeweils eine als „grundlegend“ bezeichnete Studie zu den vier Evangelien, genauer zur Struktur des Mt-Ev, den Doppelausdrücken des Mk, zum Mk-Stoff bei Lk und schließlich zum formalen Element der „Wiederaufnahme“ (epanalepsis) im Jo-Ev. Teil II umfaßt nicht weniger als 13 Arbeiten zum Thema der Berichte vom leeren Grab und sachlich verwandter Texte, wobei die Frage der Abhängigkeit der joh. Darstellung von den synoptischen Evangelien, die der Autor positiv beantwortet, ständig im Blick ist. Der dritte größere Abschnitt (III) hat, mit Ausnahme einer exegetischen Studie zu Mk 2,27 und einer weiteren zum redaktionellen Text des Mk, neuere Kommentare und Abhandlungen zum Mk-Ev zum Thema. In Form sehr ausführlicher Rezensionen kommen die Studien von W. Pesch, J. Lambrecht, J. Gnilka und W. Schmithals zur Sprache. Mit außerordentlicher Akribie deckt Neiryneck dabei manche Mängel und Schwächen auf, doch wird der Leser immer auch die Autoren selbst hören müssen, um sich ein vollständiges Bild machen zu können.

Der IV. Teil beschäftigt sich vor allem mit literarkritischen Problemen des Mt- und Lk-Ev, bringt aber auch – ein wenig über den Rahmen des Bandes hinausgehend – einen Aufsatz zu den Wunderberichten der Apg. Ohne alles im einzelnen anführen zu können, präsentiert N. seine Sicht der synoptischen Theorien von A. Gaboury und X. Léon-Dufour, die Entstehung der Bezeichnung „Q“ für die zweite Quelle der Synoptiker und seinen Standpunkt bezüglich der agreements von Mt/Lk gegen Mk. Daß der Rezensent die diesbezügliche Position Neirynecks für sehr fragwürdig hält, wurde anderswo schon geäußert und muß hier nicht wiederholt werden. Andererseits bedarf die Aufdeckung der Untiefen bzw. genauer der Unhaltbarkeit seiner These einer ausführlicheren Demonstration, die in diesem Rahmen nicht geleistet werden kann.

Der letzte Teil schließlich (V) ist der Textkritik des NT, vor allem der Evangelien, gewidmet, und hier nochmals im besonderen dem neuen Text von Nestle-Aland²⁶ und seinen Konsequenzen für die ntl. Forschung, der Aland-Konkordanz, textgeschichtlichen Problemen u. ä. Auch hier zeigt sich wieder, was durchgehendes Kennzeichen der Arbeitsweise des Verfassers ist – seine außerordentliche Akribie in der Sammlung und Analyse des Details und seine ausgiebige, in anderen Aufsätzen noch umfassendere Heranziehung der maßgeblichen Literatur. – Wenn dem Benutzer dieses Bandes schon die gesammelte Präsentation der Arbeiten des Autors zu den Evangelien willkommen sein wird, so macht gerade der letztgenannte Punkt die vorliegende, auch mit Registern gut ausgestattete Sammlung zu

einer Fundgrube, die jedem wertvolle Dienste leisten kann. Als Anstoß für weitere Forschungen ist die Neuherausgabe der verstreuten Studien nur zu begrüßen.

Einige Druckfehler, die beim Lesen aufgefallen sind, seien angeführt (die Seitenangaben beziehen sich teilweise auch auf die Anmerkungen, Kursivdruck bleibt hier unberücksichtigt): Hochzeitsmahl 4; qu'ils se 8; Harmondsworth 15; von dem, Mk 9 statt IX (17); 18 statt XVIII (18); 16,20 statt 16–20 (19); inversion? 34; WUNT(S) 39; bei einigen Kürzungen 42; Ährenausraufen 48; Betonung von ὀφθῆντες (2x) 53f; . . . ist (Auslassung im Zitat Anm. 173), Szenenwechsel 123; verwandelt 126; unrichtiges Zitat 128; Marshall, traditions 312; easily be defended 351; Wundererzählungen 505; I (statt II) im Titel 500.508; lockerer 517; Herdersbücherei 519; Stützpfeiler 535; durch die Feder 562, unterdrückten 562, existiert, ist 562; Unterschied 566; Komma statt Punkt nach 1957) 567; apokalyptischem, dramatisieren; 565f statt 566 (585); verlehrt 586; Endes, spätjüdische 587; Antwortest . . . 590; Betonung von μεγάλας 593; what 597; matérial 599; Zeilen 601; Mark(s) 631; Mk 2,23–28 par (.) 636; der erste Zeuge 685; an introduction 696; vielleicht 725; complaint 735; Abweichung des Mt 747; bei weitem 786; τελώνιον 787; in einem Atem, dieser Paulus 839; Ähnlichkeit der Wortlaut 844; von . . . Wundern Jesu 849; das Urevangelium das(s) . . . 850; activity of the, den Ansehen von 856; aber die parallelen 857; dem Wunder wirkenden 862; im Zuge 872; mit eigenen Worten (statt Wörter) 879; des Apostels 880; Ναζαρέθ, Ναζαρέτ (statt ρ) 900; brackets 901; eines dritten? 908; νεκρων 913; punctuation, Betonung von ὁδόν (2x) 919; Jahre(n) 921; Lc 6,49 (928); in Verbindung mit 955; corrigera, κελύσας 999. Außerdem sollten zumindest in der Additional Note die jeweils letzte oder maßgebliche Auflage zitiert werden, z. B. bei B. H. Streeter (39) oder K. Beyer (792). Von E. D. Burton – E. J. Goodspeed, A Harmony of the Synoptic Gospels in Greek, Chicago-London 1920 existiert ein Reprint 1967 der zweiten Auflage von 1947 (733). Zweimal erscheinen Hinweise auf einen Text, der im Sammelband nicht abgedruckt wurde, S. 133, Anm 226 und S. 593, Anm. 86.

Linz

A. Fuchs

G. Schneider, Die Apostelgeschichte, 2. Teil (HThK NT, 5/2), Freiburg - Basel - Wien 1982 (Verlag Herder), 440 Seiten, geb. Subskriptionspreis DM 92,—; Einzelpreis DM 98,—

Mit diesem „Paulus-Teil“ der Apg, wie der Verfasser den 2. Band seines Kommentars selber beschreibt, kommt eine siebenjährige intensive Arbeit zum Abschluß, als deren erste Frucht Teil I vor 2 Jahren erschienen ist. In der ganzen äußeren Anlage ist die 2. Hälfte gleich geblieben, wie auch die theologische Sicht des Autors unverändert ist. Diese ist gekennzeichnet durch ausdrückliche Einbeziehung des Lk-Ev in die Beurteilung der literarischen und theologischen Eigenart der Apg, durch erhöhte Aufmerksamkeit auf Sprache und Stil des Redaktors und das Rechnen mit schriftlichen Quellen und mündlichen Informationen, was verschiedene Auswüchse der Interpretation in den letzten Jahrzehnten wieder etwas

zurückdrängt. Sehr deutlich spürt man an vielen Stellen, besonders wenn man historische Fragen stellt oder bezüglich Quellen und Redaktion Genaueres wissen möchte, daß zahlreiche Probleme noch längst nicht ausdiskutiert sind und der Kommentar, trotz teilweiser Versuche Schneiders in die Gegenrichtung, wiederholt nicht mehr „als eine möglichst umfassende Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Forschung“ (I,5) bietet. Dies gilt nicht nur bezüglich der verschiedenen Wir-Berichte und dem vermuteten Itinerar oder den Differenzen, die durch die voneinander abweichenden Angaben der Apg und der Paulusbriefe zustandekommen, sondern auch für die Wunder des Petrus in Lydda und Joppe, die Szene mit dem Magier Barjesus oder die Heilung eines Lahmen in Lystra, um nur einige Stellen anzuführen, wo man mehr Klarheit und Deutlichkeit vor allem in der theologischen Aussage vermißt. Um es mit einem Bild auszudrücken: Schneider läßt den Esel zwar manchmal ein wenig am Heu schnuppern, aber fressen läßt er ihn nicht. Damit sollen natürlich nicht die Verdienste des Autors bestritten und die enorme Arbeit, die zur Erstellung eines solchen Kommentars nötig ist, verkannt werden. Aber für die Verwendung durch den Praktiker, für den eine neue Erklärung der Apg doch auch nützlich sein soll, könnte man sich eine stärkere Herausstellung der wesentlichen Aussagen an solchen Stellen doch gelegentlich vorstellen. Bezüglich der Frage nach der historischen Verlässlichkeit der Apg überrascht es, wenn „die Auffassung, daß Paulus schon als Kind in Jerusalem war und dort aufwuchs (22,3)“, von Schneider „zu den Angaben der Apostelgeschichte“ gerechnet wird, „die denen der Paulusbriefe entgegenstehen oder aus anderen Gründen keine historische Glaubwürdigkeit beanspruchen können“ (43), worin ihm zumindest J. Roloff in seiner neuesten Erklärung der Stelle nicht folgt (Die Apostelgeschichte [NTD, 5], Göttingen 1981, 322) und was der Autor selbst im Kommentar nicht mehr hervorhebt. Von solchen Details und Desideraten für eine neue Auflage abgesehen, bildet die zweibändige Erklärung der Apg durch Sch. aber ein monumentales Werk der wissenschaftlichen Exegese, von dem diese für lange Zeit zehren wird. Die sachkundige Orientierung an den jeweiligen Fragen durch den Autor und die ausgiebige Verzeichnung der Literatur machen es zu einem Standardwerk, an dem niemand vorübergehen kann, der sich ernsthaft mit der Apg bzw. überhaupt mit den 16 Schriften befassen will. Diese Erklärung der Apg setzt die Reihe des HThK würdig fort und stellt auch der katholischen Exegese ein gutes Zeugnis aus.

C. Schedl, Als sich der Pfingsttag erfüllte. Erklärung der Pfingstperikope Apg 2,1–47, Wien - Freiburg - Basel 1982 (Verlag Herder), 173 Seiten, kart. S 168,- / DM 25,-

Der bekannte Bibliker, der nach seiner fünfbandigen „Geschichte des Alten Testaments“ und nach Koranstudien in letzter Zeit auch durch seine „logotechnische Methode“ bekannt geworden ist, wendet diese Logotechnik nun in einer ganzen Monographie auf einen ntl. Stoff an, nachdem er früher schon in kürzeren Arbeiten (vgl. ders., Talmud, Evangelium, Synagoge, 291–335) seine Interpretation auch auf diesem Gebiet versucht hatte.

Während er für seine atl. Analysen die Hs des Codex Leningrad bzw. die des Codex Aleppo zugrundegelegt hatte, wählt er für das NT den Codex Vaticanus zum Ausgangspunkt seiner Zählungen. Der Verfasser geht so vor, daß er die in dieser Hs gegebenen Textunterteilungen (Abstände zwischen den Zeilen oder innerhalb) als Basis seiner Struktur nimmt und davon ausgehend den Text nach Hauptsätzen, Nebensätzen, Partizipien und Infinitiven sowie Appositionen (Listen) gliedert. Nach dieser Analyse des Satzgefüges wird der Wortbestand und schließlich der Buchstabenbestand überprüft, um die hauptsächlichen Elemente zu nennen. Alle diese Zählungen haben die Überzeugung zur Voraussetzung, daß die biblischen Texte von ihren Autoren in vielfacher Weise durch eine komplizierte Zahlensymbolik verschlüsselt und gewissermaßen „versiegelt“ wurden und daß ein rechtes Verständnis diese Kunstformen aufdecken bzw. überhaupt wiederentdecken und berücksichtigen müsse. Diese Erkenntnis hat auch zur Folge, daß sich die moderne Textkritik mit ihrem Bemühen, soweit wie möglich aus den verschiedenen Handschriften den Urtext rekonstruieren zu können, auf dem Holzweg befindet. Vielmehr ist mit Zahlensymbolik bzw. Zahlenspekulation zu rechnen, wie sie zum Teil von Philo oder aus der Auseinandersetzung des Irenäus mit der Gnosis bekannt ist. Der Verfasser bekennt selbst, daß er ohne das Buch „Sefer Jezirah“, Buch der Schöpfung, „wohl nie auf diese Spur“, d. h. die zahlensymbolische oder logotechnische Erklärung gestoßen wäre.

Bei der Beurteilung dieser neuen, von Schedl als grundlegend erachteten Methode tauchen beim Leser jedoch Fragen auf, die der Verfasser wohl nicht ganz überzeugend beantwortet. So bleibt gleich zu Anfang ungeklärt, mit welchem Recht eine Hs des 3/4. Jh., deren Text trotz Papyrus Bodmer nicht über den Anfang des 3. Jh. hinaus gesichert ist, die ursprüngliche Verschlüsselung erhalten haben soll, wo es doch gerade typisch für die Hss ist, daß *jede von jeder* verschiedentlich abweicht und diese Tatsache sehr vehement gegen die behauptete Versiegelung des Textes spricht. Man könnte anfügen, daß bei der Auffindung der Zahlen und ihrer

Interpretation viel Phantasie angewendet wird und nicht jeder Leser sich unausweichlich zu den Folgerungen gedrängt sehen wird, zu denen sich der Verfasser anscheinend gedrängt sieht. Gerade die Unausweichlichkeit der Argumente und ihre klare Überzeugungskraft wären es aber gewesen, was man von einer solchen *neuen* Methode erwarten hätte müssen. Für eine allgemeine Annahme dieser Analyse werden also sicherlich noch weitere Beweise nötig sein, wenn nicht die Zweifel überwiegen sollen.

Daneben ist aber anzuerkennen, daß Schedl aus einer reichen Kenntnis des Weltbildes der Antike und ebenso der rabbinischen Schrifterklärung schöpft und bei der inhaltlichen Erklärung des Textes Informationen liefert bzw. Zusammenhänge herstellt, die dazu beitragen, daß man das Buch nicht so ohne weiteres beiseite schieben kann. So meint Schedl z. B., daß das Sich-Erfüllen des Pfingsttages auf die Prophetenliturgie (Haftara) des Pfingsttages beim Synagogengottesdienst Bezug nehme; daß der griechische Ausdruck ἐπὶ τὸ αὐτό mit *jachad* zusammenhänge und bereits die urkirchliche Gemeinschaft der Apostel bezeichne; daß „eine Stimme ergeht vom Himmel“ mit der Einleitung eines Schriftzitates gleichzusetzen sei; und daß die Pfingstszene (Apg 2,1–4) nichts anderes besage, als daß das Wort Gottes (ἄχος), vom gewaltigen Hauch des Geistes getragen, auf die Versammelten herabstieg; die feurigen Zungen seien nichts anderes als das sich auf die Anwesenden verteilende Wort Gottes; der hl. Geist weise in der rabbinischen Theologie auf Gott als Redenden; und „andere Zunge“ bedeute nicht das Reden in fremden Sprachen, sondern eine neue Art der Schriftinterpretation. Pfingsten wäre demnach also das Phänomen, daß den griechischsprechenden Juden des ganzen Erdkreises die Heilige Schrift (= AT) im Licht des Gekreuzigten und Auferstandenen erklärt werde. So wenig es scheint, daß diese Exegese mit Hilfe der logotechnischen Methode gewonnen wurde und von ihr abhängig ist, so wenig wird man wohl diese Überlegungen unbeachtet lassen dürfen.

So verdankt man dem Verfasser insgesamt ein in vielen Punkten anregendes Buch, wenn auch – nur zum Vorteil des Buches selbst – die Spreu vom Weizen getrennt werden sollte.

Linz

A. Fuchs

J. Gnllka, Der Philemonbrief (HThK NT, X/4), Freiburg - Basel - Wien 1982 (Verlag Herder), XIV + 96 Seiten, geb. DM 32,-

Nach Meinung vieler Leser handelt es sich bei dem Brief des Paulus an Philemon um eine recht unscheinbare Schrift des NT, die deshalb von Praktikern wie von der

wissenschaftlichen Exegese oft als nebensächlich behandelt und abgetan wird. Die Rücksendung eines Sklaven, der seinem Herrn entlaufen war, was in der Antike mehr als einmal vorkam, wurde als so individuell und periphär betrachtet, daß man sich nicht weiter damit befassen mußte. Zur Vorsicht hätte – von der Aufnahme dieses Briefes in den Kanon der ntl. Schriften abgesehen – schon die Tatsache mahnen müssen, daß das Schreiben von dem in der Urkirche äußerst angesehenen Paulus-Mitarbeiter Timotheus unterzeichnet ist, der damit das Anliegen des Verfassers unterstützt, wie auch die andere Beobachtung, daß der Brief zur öffentlichen Verlesung in der Gemeinde bestimmt ist, was ihn neben anderem als *apostolisches* Schreiben erkennbar macht und seine Bedeutung für die Allgemeinheit unterstreicht. „Wie der Mitabsender Timotheus, so sprengt die erweiterte Adresse den Rahmen eines Privatbriefes. Eine Gemeindeangelegenheit, nicht eine Privataffäre, kommt zur Verhandlung“ (16). Für die Kirche war von Belang, was Paulus von dem *Christen* Philemon erwartet, nämlich den Verzicht auf sein äußeres Recht und die Anerkennung des entlaufenen Sklaven als Mitbruder im selben Glauben, was zwar nicht das wirtschaftliche System der antiken Sklaverei mit einem Mal abschafft, aber doch das Leben der Betroffenen grundlegend ändert. Es stimmt deshalb nur halb, wenn man diesen Brief als echten Paulusbrief, als undoktrinär und auch, entgegen seinen Anleihen bei der antiken Rhetorik, als unliterarisch bezeichnet hat (A. Deißmann). Noch viel weniger handelt es sich um die künstliche Einkleidung einer bloßen Idee, wie F. C. Baur meinte, „daß man, was man in der Welt zeitlich verliert, im Christentum auf ewig wieder gewinnt“ (4). Weit näher am richtigen Verständnis war da schon die alte Exegese, die in dem Schreiben eine verpflichtende ethische Weisung ausgesprochen sah, bzw. die spätere Interpretation, die den Philemonbrief „als Exempel für christliches Sozialverhalten“ (2) bewertete.

Bezüglich des konkreten Hintergrunds des Briefes kommt Gnülka, wie teilweise auch in der exegetischen Erklärung, zu anderen Ergebnissen als manche seiner Vorgänger. Der Verfasser bringt beachtliche Argumente für eine Abfassung des Briefes nicht in Rom oder Cäsarea am Meer, sondern während der Einkerkерung des Paulus in Ephesus gegen Ende seiner Tätigkeit in dieser Stadt. Nicht nur die geographische Nähe zum Lykostal, wo der Adressat Philemon zu suchen ist, sondern auch die inhaltliche Nähe zu Phil A legen dies nahe. Demnach sind „der Philipper- und der Philemonbrief . . . in der gleichen Haft abgefaßt worden“ (5), letzterer „um die Mitte der 50er Jahre oder deren erster Hälfte“ (aaO.) und vor dem Philipperbrief. Man kann feststellen, daß sowohl diese Einordnung des Briefes in den geschichtlichen Rahmen wie seine Interpretation als apostolisches Gemeindeschreiben dem Kommentar des Verfassers ein unverkennbares Profil verleihen und ihm einen bedeutenden Platz in der weiteren Exegese sichern werden.

Ähnliches gilt von den zwei umfangreichen Exkursen zu „Haus, Familie und Hausgemeinde“ (17–33) und über „Die Sklaven in der Antike und im frühen Christentum“ (54–81), mit denen Gnilka den historischen Hintergrund des Briefes beleuchtet. Neben einem Einblick in die griechisch-römische Welt des Hauses und der Familie wird sichtbar, wie die Hauskirche an diese Vorgegebenheit anknüpft, bald aber in der Ortskirche darüber hinauswächst und, was die hierarchische Struktur betrifft, durch die Rolle des Hausvaters den monarchischen Episkopat vorbereitet (32). Ohne Zweifel wird auch das ausführliche Kapitel über die antike Sklaverei und die Stellung des Christentums dazu auf großes Interesse stoßen. G. hat dazu erstaunlich viel neuere Literatur herangezogen und vermittelt eine Beschreibung der Situation, der Einstellung der Zeitgenossen dazu und der Behandlung dieses Themas in der Forschung, die man selten so sachkundig und komprimiert findet und die ein lebhaftes Bild der Zeit des Philemon und Onesimos zeichnet. Im besonderen werden die ausgewogenen Äußerungen des Verfassers im Abschnitt über die Sklaven im frühen Christentum Zustimmung finden, wenn dort vermerkt ist, es sei „auffallend, daß Jesus sich zur Sklavenproblematik unmittelbar nicht geäußert hat“ und dies kurz später damit verständlich gemacht wird, daß „es Jesus nicht vordergründig um die Veränderung oder Aufhebung gesellschaftlicher Strukturen“ ging, vielmehr „die Erneuerung des Menschen von innen her . . . das Ziel der sittlichen Botschaft Jesu“ (72) gewesen sei. Insgesamt machen exegetische Erklärung und Exkurse den Kommentar Gnilkas zu einer aufschlußreichen und spannenden Lektüre, die einem den sonst so wenig attraktiven Philemonbrief wirklich näherbringt und sowohl die Absicht des Paulus wie die Situation der Zeit verständlich macht. Die Wissenschaft wie die Praxis werden diesen Kommentar mit viel Gewinn zur Hand nehmen.

Linz

A. Fuchs

G. Lüdemann, Paulus, der Heidenapostel. II: Antipaulinismus im frühen Christentum (FRLANT, 130), Göttingen 1983 (Vandenhoeck und Ruprecht), 322 Seiten, geb. DM 82,-

Der Autor dieser Monographie legt mit diesem Band den 2. Teil einer von ihm geplanten Trilogie vor, von der der erste Teil „Paulus, der Heidenapostel. I: Studien zur Chronologie“ (FRLANT, 123), Göttingen 1980 schon einen Einblick in die Eigenart und Anlage des Gesamtwerkes geboten hat.

Das Buch zerfällt, vom einführenden Kapitel (13–57) abgesehen, in zwei Teile: Antipaulinismus zu Lebzeiten des Paulus (59–164) und Antipaulinismus in nach-

apostolischer Zeit (167–263), was durch einen Anhang zur Frage nach der Historizität der Pella-Tradition ergänzt wird (265–286). In der Einführung wird der Leser in ziemlich intensiver Weise mit der Geschichte der Erforschung des Judenchristentums bekannt gemacht, ausgehend von den Thesen der Tübinger Schule, die für die nachfolgende Forschung, in Annahme oder Protest, von nicht geringer Bedeutung waren und die auch der Autor aufgreift und weiterzuführen sucht.

Die frühesten Beispiele antipaulinischer Aktionen bzw. Haltungen findet L. in den ersten zwei Jahrzehnten der christlichen Bewegung; inhaltlich sind sie durch die Auseinandersetzung über die gesetzesfreie Verkündigung des Paulus bestimmt. Im folgenden Abschnitt ergibt sich für den Autor der Weggang des Petrus von Jerusalem und der stärker werdende Einfluß des Jakobus und seiner Richtung als bedeutsam dafür, daß sich zumindest seit der Konferenz von Jerusalem in der dortigen Kirche antipaulinischer Einfluß breit machte. Aus ihrer Sicht zerstörte die paulinische Predigt das Judentum, was auch zur Ablehnung der von Paulus überbrachten Kollekte führen mußte, deren Annahme die Zusammengehörigkeit und Einheit der aus Juden- und Heidenchristen bestehenden Kirche bezeugt hätte. Das Schweigen von Apg 21 ist deutliches Indiz dafür.

In den Briefen kommt Paulus selbst wiederholt auf verschiedene Gegner und ihre Polemik zu sprechen. In 1 Kor 9 und 15 geht es nach Lüdemann beidemal um Bestreitung bzw. Verteidigung des Apostolates des Paulus, der im ersten Fall mit dem Unterhaltsverzicht des Apostels begründet wird, im zweiten mit dem Hinweis, daß zur Zeit der Berufung des Paulus der Kreis der Apostel bereits geschlossen gewesen sei. Den ersten vier Kapiteln von 1 Kor entnimmt L., daß die Kephaspartei gegen Paulus polemisiert hat. Für den 2 Kor eruiert L. einen historischen Zusammenhang der externen Gegner mit denen des 1 Kor, wobei die Front der Gegner eine enge Beziehung zur Jerusalemer Konferenz aufweist und aus Jerusalemer Judenchristen besteht. Die galatische Kontroverse bietet sich als Fortsetzung des Jerusalemer Streits dar; schließlich ortet der Verfasser auch in den Gegnern des Paulus in Phil 3 Jerusalemer Judenchristen. So stellt sich eine gemeinsame Triebfeder in allen genannten Konflikten heraus, und L. selbst faßt die Ergebnisse der Untersuchung der eigenen Angaben des Paulus so zusammen, „daß eine antipaulinische Einstellung seit der korinthischen und der galatischen Krise Anfang der fünfziger Jahre sowohl von dem liberalen als auch konservativen Judenchristentum Jerusalems geteilt wurde. Sie hatte sich an dem Apostolat des Paulus notwendig entzündet und war, theologisch gesehen, der Widerspruch eines nomistisch orientierten Christentums gegenüber der christologisch fundierten Religion des Paulus“ (165). Die Richtigkeit der Thesen, die im einzelnen geprüft werden müßten, vorausgesetzt, stünde Paulus also Problemen gegenüber, die sich aus seinem gesetzesfreien Evan-

gelium mit einer gewissen Notwendigkeit ergeben mußten, und arbeitete die Polemik mit Argumenten, die an der persönlichen Biographie des Paulus und seiner Eigenart haften. Dieses einheitliche Gesamtkonzept hat eine gewisse Attraktivität und Überzeugungskraft. Die eingehende Diskussion der Einzeltexte wird zeigen, ob es der Prüfung standhält.

Ohne daß hier näher darauf eingegangen werden kann, kommen im 2. Teil die antipaulinischen Elemente der Desposynoi (= Verwandte Jesu), der Elkesaiten, des Jak, der von Justin in seinem Dialog erwähnten Judenchristen, des Hegesipp, der Pseudoklementinen und der von Irenäus angeführten Judenchristen zur Sprache. Vor allem bei den Pseudoklementinen sind für eine sachgerechte Beurteilung eine Reihe schwieriger quellenkritischer und traditionsgeschichtlicher Probleme zu lösen. Zusammenfassend ergibt sich für Lüdemann aus dem 2. Teil, daß „Antipaulinismus... auch in der Zeit nach 70 ursprünglich auf judenchristliche Gemeinden beschränkt gewesen“ (262, kursiv) sei. Es handelt sich um einen „Ableger des zeitlich früheren Antipaulinismus der Jerusalemer... Die hinter ihm stehenden Gemeinden setzen nach dem Jüdischen Krieg nur fort, was die Jerusalemer Muttergemeinde aktiv betrieben hatte“ (aaO.). In der konkreten Ausgestaltung geht der Antipaulinismus dieser Periode bzw. Schriften aber sehr verschiedene Wege, da einerseits eine echte Auseinandersetzung mit Paulus fehlt und andererseits einzelne Gemeinden trotz antipaulinischer Einstellung sogar Heidenmission betreiben. Insgesamt zeichnet sich die fortgeschrittene Zeit in doppelter Hinsicht deutlich ab: Paulus als unmittelbarer Anlaß der Auseinandersetzung fehlt, und die zwischen Juden- und Heidenchristen vertauschten Gewichte machen sich deutlich bemerkbar. — Abschließend kann man sagen, daß das durch ein ausführliches Literaturverzeichnis und Personen- und Schriftstellenregister in seiner Brauchbarkeit vervollständigte Buch von Lüdemann zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem vom Autor präsentierten Thema und den von ihm diskutierten Stellen und Positionen einlädt. Jedenfalls ist auch die Frage nach Widerstand und Problemen, die die paulinische Verkündigung und Mission ausgelöst haben, dazu geeignet, als negative Schattenseite besser das hervortreten zu lassen, was auch für L. sicher von hauptsächlichem und eigentlichem Interesse ist, nämlich Paulus selbst, der Heidenapostel.

Im Pella-Abschnitt wäre die von L. nicht zitierte Stellungnahme von F. Neyrinck, *Evangelica*, Löwen 1982, 566–571 hilfreich gewesen.

Linz

A. Fuchs

J. Hainz, KOINONIA. „Kirche“ als Gemeinschaft bei Paulus (BUnt, 16), Regensburg 1982 (F. Pustet), 294 Seiten, kart. DM 68,—

Diese monographische Studie lag 1974 der Kath. Theol. Fakultät München als Habilitationsschrift vor. In starker Auseinandersetzung mit H. Seesemann, *Der Begriff Koinonia im Neuen Testament* (BZNW, 44), Gießen 1933 und W. Elert, *Abendmahl und Kirchengemeinschaft in der alten Kirche hauptsächlich des Ostens*, Berlin 1954 versucht H., das Wort- und Begriffsfeld von *koinonia*, *koinonos*, *-oi*, *koinonein*, *synkoinonos* und *synkoinonein* neu zu erarbeiten. Als für das Verständnis des Begriffs durch Paulus aufschlußreich wird auch die Kollekte der paulinischen Gemeinden für Jerusalem herangezogen. In der umfangreichen Zusammenfassung der Ergebnisse (162–204) kommt zusätzlich die seit 1974 erschienene Literatur teilweise zur Sprache. In den zwei folgenden Kapiteln geht Hainz dem Fortwirken des paulinischen Koinoniaverständnisses in der Geschichte der frühen Kirche bzw. in der Kirche von heute (römisch-katholisch, im Bereich der Reformation, Orthodoxie) nach.

Linz

A. Fuchs

W. Klaiber, *Rechtfertigung und Gemeinde. Eine Untersuchung zum paulinischen Kirchenverständnis* (FRLANT, 127), Göttingen 1982 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 306 Seiten, kart. DM 58,—

In dieser stark überarbeiteten Tübinger Dissertation von 1971/72 (evang.) behandelt der Autor die für manchen Beobachter überraschende Tatsache, daß Paulus zwar einerseits unermüdlich und in einem geographisch weitläufigen Gebiet Kirchen gründet und intensive Kontakte zu diesen Gemeinden aufrecht hält, andererseits aber eine ekklesiologische Theorie bzw. Theologie vermissen läßt. Verschiedene Begriffe wie „die Heiligen“, „Tempel bzw. Pflanzung Gottes“, um stellvertretend nur einige zu nennen, stellen nur Teilaspekte in den Vordergrund. Das „Gemeindeverständnis des Paulus... läßt sich als Ganzes nicht aus einem oder mehreren der Begriffe ableiten, die Paulus in seinen Briefen zur Kennzeichnung der christlichen Gemeinde verwendet“ (50). Außerdem führt die Untersuchung der Briefe als Quelle einer Ekklesiologie zu verschiedenen Antinomien. So ist, um wieder nur ein stellvertretendes Beispiel anzuführen, das „Verhältnis von Apostel und Gemeinde... durch einen zweifachen Widerspruch gekennzeichnet: Das Weiterdrängen des Missionars steht im Gegensatz zur bleibenden Fürsorge für die Gemeinde, sein autoritativer Anspruch auf Gehorsam im Gegensatz zum Verweis

auf Freiheit und Eigenverantwortung der Gemeinde“ (67). Klaiber gibt die Antwort in Anschluß an seinen Lehrer Käsemann damit, daß die paulinische Rechtfertigungslehre nicht individualistisch (miß-)verstanden werden darf (vgl. 192), sodaß „die Gemeinde in ihrer Scheidung von der Welt nichts anderes als Zeuge für die rettende Kraft der Versöhnung und die wirkende Macht der Rechtfertigung des Gottlosen“ (193) ist. Auf dieser Grundlage diskutiert der Autor die Themen „Evangelium und Amt“, „Charisma und Dienst“, „Rechtfertigung und Recht“, „Freiheit und Verantwortung“ und schließt mit einem Exkurs über Rechtfertigung und Gemeinschaft in Qumran.

Klaiber zeigt sich mit dieser Studie nicht nur als treuer Schüler Käsemanns, sondern illustriert auch aufs neue, wie sehr trotz verschiedener Gegenstimmen die Rechtfertigungslehre der *articulus* bzw. das Problem *stantis et cadentis ecclesiae* für die Protestanten ist. Wenn der Verfasser gegen Schluß zur Bedeutung der Rechtfertigungslehre meint: „Sie kann und muß kritisches Ferment sein, wo immer rechtliche Absicherung an die Stelle eines Lebens aus dem Glauben tritt“ und als Beispiel für letzteres „die klassischen Formen der Bindung an apostolische Sukzession oder hierarchische Ordnung“ nennt (266), so hätte man gegenüber diesem alten, wenn auch allzu einseitigen Vorurteil einer bestimmten exegetischen Richtung doch gerne gewußt, wie der Autor mit den Erkenntnissen von H. Merklein, *Das kirchliche Amt nach dem Epheserbrief* (StANT, 33), München 1973; J. Gnülka, *Das Paulusbild im Kolosser- und Epheserbrief*, in: *Kontinuität und Einheit* (Fs. F. Mußner), hg. von P. G. Müller - W. Stenger, Freiburg 1981, 179–193 oder F. Zeilinger, *Träger der apostolischen Tradition im Kolosserbrief*, in: *SNTU 1* (1976) 175–190 zurechtkommt, wo sehr deutlich nachgewiesen wird, wie *bald* nach Paulus und in den paulinischen Gemeinden selbst die von Paulus bestellten Mitarbeiter ebenso wie die Apostel und Propheten zur Grundstruktur der Kirchenämter werden. Es scheint, daß Klaiber sich nicht immer von vorgeformten Ideen befreit hat und das *ganze* Bild der paulinischen Kirchengemeinden ernst nimmt. — Im übrigen ist das Buch aber sehr klar geschrieben und macht mit vielen paulinischen Problemen vertraut.

Linz

A. Fuchs

G. Nebe, ‚*Hoffnung*‘ bei Paulus. Elpis und ihre Synonyme im Zusammenhang der Eschatologie (StUNT, 16), Göttingen 1983 (Verlag Vandenhoeck und Ruprecht), 440 Seiten, kart. DM 68,—

Diese stark überarbeitete Heidelberger Dissertation (1977) bietet eine breit angelegte, in vielem etwas langatmige Untersuchung zum Begriff der Hoffnung und

seinen Synonymen. Als Vorspann zur theologischen Analyse findet man u. a. einen forschungsgeschichtlichen Überblick und eine Zusammenstellung des für das Begriffsfeld Hoffnung in Frage kommenden Vokabulars (*elpis*, *elpizein*, *anamenein*, *ekdechesthai*, *apekdechesthai* und *apokaradokia*). Unter den theologischen Gesichtspunkten werden Objekt und Subjekt der angeführten Verba, außerdem religionsgeschichtliche Parallelen und der eschatologische Kontext behandelt. Ein Ausblick auf moderne Strömungen aus Philosophie und systematischer Theologie zum Thema ergänzen die Analysen. Im Anhang geht der Verfasser auf die Habilitationsschrift von K. M. Woschitz „Elpis/Hoffnung“ ein, die im Buch selbst nicht mehr eingearbeitet werden konnte. Das reiche Literatur- und Stellenverzeichnis wird für den Benützer von besonderem Wert sein. Theologisch ist der Ertrag der Abhandlung nicht völlig neu; die Sprache des Autors steht mehr als einmal in keinem Verhältnis zum Inhalt, die Aussagen verstecken sich hinter einem Wust von Text oder erörtern selbstverständliche Dinge allzulange (vgl. z. B. S. 21, 26 Mitte, 81, 189, 191). Trotzdem wird die Monographie unter den einschlägigen Detailstudien sicherlich ihren Platz finden.

Linz

A. Fuchs

O. Böcher, Kirche in Zeit und Endzeit. Aufsätze zur Offenbarung des Johannes, Neukirchen 1983, Neukirchener Verlag, VII + 168 Seiten, kart. DM 32,—

In diesem Sammelband veröffentlicht der Verfasser mehrere Aufsätze, die seit 1970 als Vorarbeiten zu einem Kommentar zur Apk (EKK) entstanden sind und zum Großteil schon in verschiedenen Festschriften publiziert wurden.

Die Beiträge lenken die Aufmerksamkeit auf eine Schrift des NT, die, wie der Autor selber sagt (157), unter Fehleinschätzungen der Reformatoren ebenso wie unter schädlicher Inanspruchnahme von seiten zahlreicher Sektierer und Schwärmer zu leiden hatte und die in der wissenschaftlichen Exegese erst in den letzten zwei Jahrzehnten einen festen Platz errungen hat.

Den gemeinsamen Nenner der thematisch sehr verschiedenen Aufsätze sieht Böcher selbst in den beiden Hauptthemen der Apk, Ekklesiologie und Eschatologie, gegeben, die überall zur Sprache kommen, während ein Leser rein äußerlich zunächst durch den Materialreichtum der einzelnen Studien beeindruckt sein könnte.

Auf dem Hintergrund der fundamentalen Unterschiede, die zwischen Jo-Ev und Apk bestehen und eine Zuschreibung an ein und denselben Verfasser nicht gestatten, geht B. in der (erweiterten) Antrittsvorlesung „Johanneisches in der Apk

des Joh“ den auch vorhandenen Gemeinsamkeiten nach und ist überrascht über den Umfang der Parallelen und Übereinstimmungen. Das Gesamtbild führt B. zu dem Urteil, für Ev., Briefe und Apk eine gemeinsame Tradition anzunehmen, die von der Apk treuer bewahrt wurde als vom Ev., wo eine entmythologisierende, abstrahierende, intellektualisierende und ‚gnostisierende‘ Verarbeitung zu konstatieren ist.

Zeitgeschichtliche Informationen bringt „Jüdischer Stern Glaube im NT“, während „Israel und Kirche in der Apk“ von erhöhtem theologischem Interesse ist. Die kleinasiatischen Adressaten der Apk stehen in einem Zweifrontenkrieg, „gegen das Judentum, das die Anhänger Jesu aus der Synagoge ausschließt und verfolgt . . . , und gegen Rom, das den Kaiserkult gerade in den östlichen Provinzen rücksichtslos propagiert“ (32). Die Christen verstehen sich als Israel schlechthin, das „alte“ Israel ist zur Synagoge Satans geworden (57). Auf die rabbinische Exegese, die das „Wasser“ des AT als Symbol des Geistes interpretiert und die Thora als Brunnen lebendigen Wassers versteht, führt der nächste Aufsatz, an den sich eine Abhandlung über Johannes den Täufer anschließt, die weit mehr als Apk 11,3–14 erläutert. Hier scheinen dem Rezensenten mehrfach Autoren, die eine andere Sicht als der Verfasser vertreten, teilweise etwas rasch beiseitegeschoben (Wer wie Böcher z. B. Mk 1,8 gegenüber den Parallelen als sekundär vertritt, sollte nicht die Gegenposition verschweigen, vgl. A. Fuchs, Die Überschneidungen von Mk und „Q“ nach B. H. Streeter und E. P. Sanders und ihre wahre Bedeutung (Mk 1,1–8 par.), in: W. Haubeck - M. Bachmann (Hgg), Wort in der Zeit [= Fs. K. H. Rengstorf], Leiden 1980, 28–31). Die übrigen Abhandlungen betreffen die teuflische Trinität der drei Tiere von Apk 12f; die Deutung des agnus inter bestias am Mainzer Dom auf den Antichrist, ebenfalls nach Apk 12f; den geschichtlichen Wandel in der Vorstellung der „heiligen Stadt“, wo erst spät eine Trennung in ein irdisches und himmlisches, vergeistigtes Jerusalem eintritt; die wiederholt historisch mißverständene Idee vom „tausendjährigen Reich“, die mit Weltwochenspekulationen zu tun hat; die ekklesiologische und eschatologische Bedeutung der Edelsteine von Apk 21 und zuletzt nochmals die Visionen von Apk 21, die eschatologische Zukunft und kirchliche Gegenwart zugleich beschreiben. So hat man insgesamt einen breiten Fächer von eingehenden Studien vor sich, die man gut als Einsteiger für eine weitere Beschäftigung mit der Apk benutzen kann. Wegen ihrer leichten Lesbarkeit können sie auch einem größeren Leserkreis von Nutzen sein.

F. Porsch, Viele Stimmen – ein Glaube. Anfänge, Entfaltung und Grundzüge neutestamentlicher Theologie (Biblische Basis Bücher, 7), Kevelaer – Stuttgart 1982 (Verlag Butzon und Bercker/Verlag Katholisches Bibelwerk), 284 Seiten, kart. DM 28,—

Bücher wie dieses, die in einem Gesamtüberblick ein ungeheures Stoffgebiet zusammenfassen, haben im Fall einer Rezension mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß es für einen Rezensenten kaum möglich ist, die Vielfalt der Ergebnisse näher vorzustellen und das Ausmaß der Aufgabe, vor der der Autor bei der Sichtung und Auswahl des Materials steht, richtig anschaulich zu machen. Generell kann man aber für alle Einzelthemen feststellen, daß die Orientierung über die entsprechenden Probleme in einer für den angezielten Leserkreis gut faßbaren Weise erfolgt und daß im großen und ganzen dem Leser die neuesten Erkenntnisse der Einleitungswissenschaft und der Exegese geboten werden. Daß dabei etwa die Darstellung der paulinischen und johanneischen Theologie immer wieder Fragen offen läßt, liegt weniger am Autor als am Objekt selbst, obwohl eine umfassendere, tiefergehende Präsentation dieser Abschnitte bei einer weiteren Auflage vorstellbar ist. Von diesen Desiderata abgesehen – verbessern läßt sich bei jedem Buch etwas, und daß auf Einzelfragen verzichtet werden mußte, vermerkt der Autor selbst, – gibt es aber heute kaum eine „Ntl. Theologie“, in der man das Wichtigste auch in so leicht verständlicher Sprache vorfände. Aus diesem Grund kann man das Werk als „biblisches Basisbuch“ nicht nur einem weiteren Leserkreis, sondern auch den Theologiestudenten bestens empfehlen. Es würde zu weit gehen, das besondere theologische Profil der einzelnen ntl. Schriften zu beschreiben, wie es der Autor vorstellt, oder zu vermerken, welche Forschungsrichtungen mehr und welche weniger Berücksichtigung fanden. In der komprimierten Darstellung der ntl. Theologie liegt ein Wert, der den Verzicht auf mehr Detail gerade in einem *einführenden* Buch voll erklärt und rechtfertigt.

Linz

A. Fuchs

E. Lohse, Die Vielfalt des Neuen Testaments. Exegetische Studien zur Theologie des Neuen Testaments, Göttingen 1982 (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht), 255 Seiten, kart. DM 48,—

Dieser Band mit 20 Aufsätzen des Verfassers, die im Lauf des letzten Jahrzehnts entstanden sind, bildet die sachgemäße Fortsetzung der 1973 erschienenen Samm-

lung „Die Einheit des NT“. Nicht immer ist die Neuausgabe und Zusammenstellung alter Arbeiten so gerechtfertigt und nützlich wie in diesem Fall.

Von selber gruppieren sich die Beiträge um mehrere Themen. Im Bereich der Evangelien hebt der Aufsatz über Glaube und Wunder die Wunderberichte als exempla fidei hervor, der englische Beitrag über die Wunder des Joh-Ev unterstreicht ihren Zeichencharakter im Anschluß an das atl. Denken des Evangelisten. Für das erste Thema wäre wohl der Aufsatz von H. Aichinger, Zur Traditionsgeschichte der Epileptiker-Perikope, in: SNTU 3 (1978) 114–143 von Nutzen gewesen, der aber dem Verfasser zur Entstehungszeit seines Artikels anscheinend noch nicht bekannt war. Die Untiefen einer rein oder vorwiegend soziologischen Erklärung der „Armen“ durch L. Schottroff - W. Stegemann (Jesus von Nazareth – Hoffnung der Armen) und der sogenannten „materialistischen“ Exegese von G. Casalis und F. Belo (und in ihrem Gefolge von D. Sölle) nimmt der Beitrag „Das Evangelium für die Armen“ aufs Korn. Es geht um keine bloße Umkehr der sozialen Situation, sondern um die Verkündigung Jesu, daß Gottes Interesse in besonderem Maß denen gilt, die in ihrer Not ihre Hoffnung auf ihn setzen, sodaß „arm“ als religiöse Kategorie verstanden wird und dies ausschlaggebend ist. Sehr aufschlußreich ist die Gegenüberstellung der vielfältigen messianischen Erwartung der Juden mit dem konkreten Inhalt des Christusglaubens der Kirche. Nicht nur daß alle traditionellen Vorstellungen zutiefst umgeformt werden, das Motiv vom stellvertretenden Leiden für die Welt ist dem Judentum völlig fremd und kaum faßbar. Das paulinische Wort vom „Ärgernis des Kreuzes“ für die Juden erhält auf dem von Lohse gezeichneten zeitgeschichtlich-theologischen Hintergrund überzeugend realistische Konturen. „Christus als der Weltenrichter“ ist eine Studie zu diesem Begriff im AT, zeitgenössischen Judentum und NT. „Menschensohn in der Apk“ geht dem Unterschied zum synoptischen Titel und der Verwurzelung im AT nach. In „Emuna und Pistis“ setzt sich Lohse mit den zwei Glaubensweisen M. Bubers auseinander und weist dessen falsche Definition von πίστις als ganz unneutestamentlich und sachfremd zurück. In vier weiteren Aufsätzen werden dann spezielle Probleme der paulinischen Briefe behandelt, aus denen hier zu Röm 3,31 nur erwähnt sei, daß „Aufrichten des Gesetzes“ soviel bedeutet wie „daß die ursprüngliche, durch spätere Überlieferung verdeckte Bedeutung der Thora wieder freigelegt wird“ (124). Die Gemeinde und ihre Amtstrukturen bei den Synoptikern und bei Paulus, die Frage der Ordination und die Entstehung des Bischofamt in der frühen Christenheit sind Inhalt dreier anschließender Arbeiten, in denen der Verfasser die Bindung an eine bestimmte Verfassung und Struktur (158) ablehnt und den zeitbedingten Charakter der verschiedenen Formen hervorhebt.

Nach einer Erörterung zur Ethik des NT findet sich eine Würdigung von Leben und Werk von L. Goppelt sowie ein Nachruf auf J. Jeremias. Zwei Aufsätze zu dem besonders in der evangelischen Theologie sehr virulenten Problem von der Mitte der Schrift bzw. zur Einheit des NT schließen die Reihe ab. In ihnen kommt wie auch in den Untersuchungen zum Amtsverständnis stärker als sonst der konfessionelle Gesichtspunkt zum Vorschein; der letzte Aufsatz ist neben anderem besonders für die Frage einer „Neutestamentlichen Theologie“ von Bedeutung. Abgesehen davon, daß für den Neudruck von Nr. 5 und 10 ein anderer, leichter leserlicher Drucksatz wünschenswert gewesen wäre, ist, wie schon zu Anfang bemerkt, die Neuausgabe und die leichtere Zugänglichkeit dieser Studien von Vorteil. Sowohl wegen ihrer einfachen, klaren Sprache wie wegen ihres exegetischen und theologischen Ertrags ist ihr sorgfältiges Studium ein Gewinn. Daß mehrere Register die Brauchbarkeit des Buches erhöhen, sei eigens vermerkt, da man dies in anderen Publikationen häufig vermißt.

Linz

A. Fuchs

U. Luz - H. Weder (Hgg), *Die Mitte des Neuen Testaments. Einheit und Vielfalt neutestamentlicher Theologie* (= Fs. E. Schweizer), Göttingen 1983 (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht), XI + 437 Seiten, kart. DM 68,—

Festschriften haben — so erfreulich sie für den Jubilar (und auch für die Wissenschaft) sein mögen — natürlich auch ihre Problematik. Man könnte sie kurz auf die Formel „Einheit und Vielfalt“ bringen. Das Generalthema der Aufsätze und Studien zu Ehren von Eduard Schweizer findet also in dem literarischen Produkt eine interessante Spiegelung. Viele Stimmen melden sich zu Wort, an manchen Stellen scheint Vielfalt in Widersprüchlichkeit umzuschlagen, dennoch leuchtet das Einende und Verbindende auf, manchmal nur in der Verehrung des Jubilars, oft genug aber auch in dem, was die Herausgeber als theologische Mitte ins Auge gefaßt haben.

Ich greife zunächst jene Beiträge heraus, die direkt auf das Thema der Festschrift eingehen. *H. C. Kingsley Barrett*, „The Centre of the New Testament and the Canon“ (5–21), geht aus von dem bekannten *sola fide-* und *solus-Christus-*Prinzip, versteht dieses aber nicht als „Kanon im Kanon“, sondern bildlich gesprochen als eine Folge von konzentrischen Kreisen: Jak und 2 Petr bilden den äußeren Rand; Röm und Joh liegen dagegen ganz nahe an einem gemeinsamen Zentrum. Die Geschichte des Kanons stellt sich dar als eine Spirale, welche in der Rückschau von 2 und 3 Joh aus über 2 Petr, Jud, Jak bis hin in das Zentrum des gepredigten Evange-

liums führt. Einen Beitrag zur Frage des Frühkatholizismus aus anglikanischer Sicht liefert *Reginald H. Fuller*, „Early Catholicism. An Anglican Reaction to a German Debate“ (34–41), mit dem Ergebnis, daß Kanon, Credo und Amtsepiskopat Sicherungen des Evangeliums sind und allein in dem Evangelium ihre Begründung finden. „The pastoral Epistles do not make the same contribution as the Epistle to the Romans; yet it may be recognized that they too serve a legitimate and Christian purpose“ (40).

Jacob Jervell, „Die Mitte der Schrift. Zum lukanischen Verständnis des Alten Testaments“ (79–96), erkennt die Mitte der Schrift bei Lukas in dem prophetischen Element, das sich in den verschiedenen strukturierten Schriftdeutungen zeigt. Der sachliche Gehalt der „Mitte“, der in den summarischen Schrift Hinweisen zu erkennen ist, liegt in dem Leiden-Müssen und in der Auferstehung und Erhöhung des Christus. Über „Einheit und Vielfalt neutestamentlicher Theologie“ handelt *Ulrich Luz* (142–161) mit dem Ergebnis, daß von der Autorität Jesu her die sichtbare Einheit der Kirche, aber auch die Grenzen erkennbar werden. „Die Verkündigung und das Wirken Jesu sind sowohl der Ermöglichungsgrund für die Vielfalt der neutestamentlichen Christuszeugnisse, als auch das Kriterium für ihre Begrenzung“ (146). *Paul S. Minear* versucht in seiner Studie „Diversity and Unity: A Johannine Case-Study“ (162–175) aufzuzeigen, daß sich in dem für das ganze Neue Testament einzigartigen Zeugnis des Soldaten beim Kreuz Jesu (nicht des Lieblingsjüngers!) ein Bündel zentraler theologischer Aussagen findet. Ausgehend von dem in allen neutestamentlichen Schriften reflektierten Effekt der Botschaft liefert *Harald Riesenfeld*, „Eine Ergänzung zur Mitte der Botschaft: ihre Wirkung – fruchtbares Leben“ (187–192), einen beachtenswerten neuen Ansatz für die anstehende Problematik. *Rudolf Schnackenburg* hat in seiner Untersuchung zur paulinischen und johanneischen Christologie (221–237) die unterschwelligten Konvergenzen scheinbar disparater neutestamentlicher Schichten aufgezeigt. Erwähnenswert ist der für die ökumenischen Bemühungen richtungweisende Ausblick: Paulus und Johannes repräsentieren unterschiedliche konfessionelle Positionen. „Aber man darf aus den Unterschieden auch keine Gegensätze machen“ (233). Unter dem Gesichtspunkt der neutestamentlichen Ethik versucht *Wolfgang Schrage*, „Zur Frage nach der Einheit und Mitte neutestamentlicher Ethik (238–253), den „cantus firmus“ innerhalb der „Polyphonie“ hörbar zu machen. Der Verweis auf den Christus justificans ist nicht neu, wohl aber die daraus abgeleitete Begründung neutestamentlicher Ethik, oder mit anderen Worten: das Gebot der Jesusnachfolge. Der Gesichtspunkt der Vielfalt wird von *Siegfried Schulz*, „Die Anfänge urchristlicher Verkündigung. Zur Traditions- und Theologiegeschichte der ältesten Christenheit“ (254–271), konsequent verfochten, mehr noch: „Das älteste Urchristentum ist keine Einheit und

zudem nur durch Rückschlüsse und Rekonstruktionen zu gewinnen, da direkte Quellen, Schriften oder Traditionen völlig fehlen“ (270). Eine Dissonanz in dem mehrstimmigen Chor? Wohl kaum! Eher ein aufweckender Paukenschlag. *Peter Stuhlmacher* setzt sich in seinem Beitrag „Sühne oder Versöhnung? Randbemerkungen zu Gerhard Friedrichs Studie: ‚Die Verkündigung des Todes Jesu im Neuen Testament‘“ (291–316) vehement mit einem Kritiker seiner bekannten Überlegungen zur Versöhnungstheologie auseinander. Der Grundgedanke: Die „Erfahrung des Angenommenseins durch Christus trotz aller Schuld“ (309) ist einleuchtend. Ob er in der Diskussion durchschlägt, ist eine andere Frage. Daß angebliche Randzonen thematische Zentren sein können, hat *Hermann-Josef Venetz* in der Untersuchung zu 1 Joh 5,6 „Durch Wasser und Blut gekommen“ (345–361) mit dem Verweis auf die Rückbindung von „Heil“ und „Leben“ auf „den im Fleische gekommenen und gekreuzigten Sohn Gottes“ (358) aufgezeigt. Der Verfasser von 1 Joh hat hier sicher die Mitte des Neuen Testaments gesehen. Die moderne Kritik hat da einiges aufzuholen. *Nigel M. Watson* hat in einem interessanten Essay mit autobiographischen Implikationen den Text 2 Kor 1,9b: „... To make us rely not on ourselves but on God who raises the dead“ (384–398) als Herzstück paulinischer Theologie ausgelegt. Ich beschränke mich auf das Resümee am Ende der Studie: Wie das Auge nicht zur Hand sagen kann „ich brauche dich nicht“, so kann auch die Botschaft von der Rechtfertigung nicht in einer „splendid isolation“ abseits vom Thema unserer Heiligung oder Eingliederung in den Leib Christi und umgekehrt existieren. Das eine ist unvollständig ohne das andere, alle gemeinsam gehören zusammen zu einem einzigen zusammenhängenden Ganzen – dem Organismus der christlichen Glaubenswahrheit. Es würde sich lohnen, der Untersuchung von *Hans Weder*, „Evangelium Jesu Christi‘ (Mk 1,1) und ‚Evangelium Gottes‘ (Mk 1,14)“ (399–411) im Detail nachzugehen. Ich muß mich auch hier auf das Wichtigste beschränken. Weder versteht den Schritt vom Evangelium Gottes, das Jesus selbst verkündigte, zum Evangelium Jesu Christi am Anfang des Markusevangeliums als „den Grundvorgang neutestamentlicher Theologie“ (399). Bedenkenswert sind die grundsätzlichen Erwägungen zur heute üblichen Religionskritik: „Weil das Evangelium diesen Anfang hat, ist der Glaube an dieses Evangelium von allem Anfang an religionskritisch, und zwar nicht in dem gegenwärtig so modischen und gern geübten Sinne, daß die religiösen Wunschvorstellungen *der anderen* kritisch destruiert werden, sondern in dem viel beschwerlicheren, aber auch viel mehr versprechenden Sinne, daß Religionskritik als Kritik an den eigenen Wünschen und Phantasien vollzogen wird“ (407).

Neben den Beiträgen, die das Thema „Einheit und Vielfalt“ unmittelbar und direkt behandeln, stehen andere, die eher vom Rande her, mehr oder weniger deut-

lich erkennbar, an die Kernfrage herangehen. *François Bovon* fragt in seiner Untersuchung zum Problem des Gesetzesverständnisses bei Paulus, „L’homme nouveau et la loi chez l’apôtre Paul“ (22–33) nach der theologischen Idee, die zwischen den negativen und positiven Äußerungen des Apostels vermitteln kann. Er findet sie in dem Entwurf des Neuen Menschen, dargestellt am Beispiel von Phil 3, näherhin in einer „éthique de l’imitation“, die hingeordnet ist auf eine „éthique de la communion“. Von einer anderen Seite her, und dementsprechend auch mit veränderten Akzentsetzungen, geht *Ferdinand Hahn* das Gesetzsthema im Kontext der Bergpredigt des Matthäus an: „Mt 5,17 – Anmerkungen zum Erfüllungsgedanken bei Matthäus“ (42–54). Der Evangelist denkt an die eschatologische Verwirklichung, „die den vorgegebenen alttestamentlichen Text und die in der Heiligen Schrift beschlossene Gottesoffenbarung zwar nicht aufhebt, ihn jedoch zum Heil der Menschen ganz neu verstehen läßt“ (48). *Traugott Holtz* handelt sachkundig über „Traditionen im 1. Thessalonicherbrief“ (55–78). „Auslegung, Auffaltung und Anwendung“ (71), nicht aber Reproduktion sind die leitenden Stichworte. *Eberhard Jüngel* legt in konzentrierter Form Thesen „Zur Lehre vom Heiligen Geist“ (97–118) vor, offenbar erste Überlegungen zu einer umfassenden Glaubenslehre. Der missionstheologische Essay von *Werner Kohler*, „Der Vater und die Väter. Das Unser-Vater im Horizont einer vaterlosen Gesellschaft“ (119–130), beschäftigt sich mit der Herausforderung moderner Religionskritik und zeigt „mit einem Blick auf den nördlichen Buddhismus“ (119) Möglichkeiten der menschlichen Identitätsfindung und Überwindung aller Entfremdungen auf. *Xavier Léon-Dufour*, „Situation de Jean 13“ (131–141), macht sich Gedanken über Struktur, Gliederung und Theologie der Abschiedsrede Jesu nach Johannes mit dem Ergebnis: 13,31–32 schließen den Abschnitt 13,2–30 ab; das rätselhafte Wort 13,33 muß im Zusammenhang mit 14,3 gesehen werden. Das Problem des historischen Jesus und des erhöhten, in der Kirche anwesenden Herrn oder präziser: „The paradox at the heart of Christian belief is precisely that it sees in Christ one who shares the Creator’s life-giving function as well as being one with humanity“ (181) ist das Thema einer aufschlußreichen Studie von *Charles F. D. Moule*, „Jesus of Nazareth and the Church’s Lord“ (176–186). Hier werden grundsätzliche Fragen, die das Bekenntnis von Chalzedon betreffen, aufgeworfen. Mit einem Thema der markinischen Christologie beschäftigt sich *Eugen Ruckstuhl* in dem weitausholenden Beitrag „Jesus als Gottessohn im Spiegel des markinischen Taufberichts (Mk 1,9–11)“ (193–220). Über das Verhältnis von Gesetz als geschriebenem Gebot und dem lebendigen Willen Gottes handelt *Kurt Stalder*, „Überlegungen zur Interpretation der Bergpredigt“ (272–290). Besondere Beachtung verdienen die grundsätzlichen Darlegungen zur Verwendung soziologischer Methoden, die sich als instruktives Gespräch mit Ger-

hard Theißen verstehen. *Wolfgang Trilling* nimmt Stellung „Zum ‚Amt‘ im Neuen Testament“ (317–344). Die Stichworte „Verkündigung des Evangeliums“, „verschiedenartige Dienstleistungen“, „Dienst und Charisma“, „Fehlen von Aussagen über ‚das Amt‘“, „keine verbindliche Fixierung des Presbyter-Amtes im Neuen Testament“, „keine Prästrukturen *des* Amtes“ geben in etwa die Richtung an. Eine interessante Hypothese zu den Tempelworten bei Markus wird von *Anton Vögtle*, „Das markinische Verständnis der Tempelworte“ (362–383), vorgelegt. Markus hat mit der Prophetie 14,58, die in einer Linie mit 15,29b und 15,38 verstanden werden muß, „die Mitte der ntl. Heilsbotschaft getroffen“ (378). Fragen der Autorität Jesu stehen im Mittelpunkt der Studien von *Ichiro Yamauchi*, „Jesus as Teacher Reconsidered“ (412–426).

Am Ende des Überblicks bleibt die grundsätzliche Frage nach dem Nutzen eines Unternehmens, dessen Gelehrsamkeit unbestritten ist, das den Leser allerdings gelegentlich über Gebühr strapaziert. Die Antwort ist einfach: Nicht nur im Leitthema, sondern auch in den Beiträgen zu theologischen Spezialfragen spiegelt sich das Bild eines bedeutenden Theologen und Exegeten. Daß die vielen Denkanstöße für die Forschung insgesamt von Nutzen sind, muß nicht eigens hervorgehoben werden.

Paderborn

Josef Ernst

E. Schweizer, Neues Testament und Christologie im Werden. Aufsätze, Göttingen 1982 (Vandenhoeck und Ruprecht), 210 Seiten, kart. DM 44,—

Nach den früheren Aufsatzsammlungen „Neotestamentica“ (Zürich 1963), „Beiträge zur Theologie des Neuen Testaments“ (Zürich 1970) und „Matthäus und seine Gemeinde“ (Stuttgart 1974) ist dies der vierte Band von E. Schweizer mit einer Auswahl seiner Studien und Beiträge zum NT. Der Autor hat aus einer größeren Zahl von Aufsätzen solche zu zwei seiner besonderen Interessensgebiete zusammengestellt, zur synoptischen Verkündigung und zur paulinischen. In der ersten Gruppe findet sich ein Aufsatz zum Aufbau von Lk 1 und 2 und ein weiterer, bisher unveröffentlichter zur Quellenbenutzung des Lk; die beiden übrigen betreffen Fragen der Christologie bei Mk und das Problem von Menschensohn und eschatologischer Mensch im Frühjudentum. Im zweiten Teil sind gleich vier dem Kol gewidmet, der 5. und letzte handelt von den Haustafeln und damit zusammenhängenden ethischen Fragen. Zwei der angeführten Abhandlungen erscheinen zum erstenmal auf Deutsch.

Bei der Untersuchung von Lk 1 und 2 macht sich der Einfluß der Linguistik, vor allem in der Analyse des Aufbaus der Perikopen und ihrer teilweise parallelen Strukturen bemerkbar. Schweizer vermeidet aber alle schwer- oder unverständliche Terminologie, was seinen teilweise aufschlußreichen Ergebnissen zweifellos mehr Lesbarkeit verleiht als anderen Publikationen dieser Art. In der Frage der Quellenbenutzung ist der Autor stark von J. Jeremias, *Die Sprache des Lukasevangeliums*, Göttingen 1980 abhängig; dies mahnt von vornherein zur Vorsicht, da zu Jeremias manche Reserve angebracht ist (vgl. die Besprechung in SNTU 5 [1980] 161–163). Schweizer zieht sprachliche und sachliche Kriterien heran, um Redaktion und Tradition scheiden zu können und geht dann zahlreiche Perikopen näher durch, mit dem Ergebnis, daß sich zwar ein „Beweis für eine Sonderquelle . . . weder von den sprachlichen noch von den sachlichen Beobachtungen her . . . erbringen“ läßt (vgl. 51), nach Meinung des Autors aber doch „vieles dafür zu sprechen (scheint)“ (84). Wenn man sich einmal auf die Möglichkeit einer solchen Quelle eingelassen hat, besteht auch kein Hindernis, ihr Stücke zuzuschreiben, die sich auch bei Mt finden. Ohne daß hier natürlich auf die Einzeldiskussion eingegangen werden kann, bei der der Rezensent den Eindruck hat, daß vieles eher unsicher und fraglich ist und oft mehr die Meinung des Autors wiedergibt als daß das letzte Wort in der Diskussion gesprochen ist, besteht kein Zweifel, daß die These Schweizers weittragend ist und zu enormen Konsequenzen führt, um deretwillen die Analysen der Texte, um das nochmals zu sagen, viel systematischer und methodisch exakter sein müßten. So wird man zwar für zahlreiche Beobachtungen dankbar sein, aber nur als Bausteine einer Analyse, die umfassender und intensiver durchzuführen wäre und die eventuell zu wesentlich anderen Ergebnissen führen könnte als der Verfasser meint.

Der Aufsatz zur Christologie des Mk beabsichtigt, einen „Überblick über die Veröffentlichungen der letzten Jahre zu diesem Thema“ (86) zu geben und nimmt die Glaubwürdigkeit verschiedener Versuche, den Hintergrund des Mk-Ev deutlich zu machen, kritisch unter die Lupe. So werden die Thesen vom göttlichen Menschen, von der Polemik gegen ein palästinisches Christentum oder gegen die Auferstehung Jesu, um nur einige zu nennen, teilweise als wenig überzeugend abgewiesen. Im Gegensatz dazu glaubt Schweizer, „daß der entscheidende Nachdruck bei Markus auf dem Leiden des Menschensohns liegt“ (102), womit er sicher eher im Recht ist als die von ihm behandelten Autoren, wenngleich auch bei dieser Sicht Fragen bleiben, ob alles im rechten Lot ist. Im Beitrag „Menschensohn und eschatologischer Mensch im Judentum“ sagt schon der Titel, was der Leser in dieser religionsgeschichtlichen Abhandlung findet.

In den Studien zum Kol kommt der schon aus dem EKK-Kommentar bekannte

Standpunkt des Verfassers und ganz allgemein sein besonderes Interesse an diesem Problemkreis zum Ausdruck. In der Forschungsübersicht, die die Jahre 1970–75 umfaßt, werden zunächst Kommentare und Monographien besprochen, dann neben anderem die Verfasserfrage und das Problem der im Hintergrund des Briefes stehenden Philosophie der Kolosser diskutiert. Aus sachlichen Beobachtungen, vor allem aber aufgrund der stilanalytischen Untersuchungen von W. Bujard sieht Schweizer keine Möglichkeit, den Brief als echt paulinisch zu bezeichnen, andererseits ist für ihn wegen der zahlreichen persönlichen Grüße und Mitteilungen, für die keine Nachahmung eine ausreichende Erklärung abgibt, nachpaulinische Abfassung ausgeschlossen. So glaubt sich Schweizer aufgrund der erwähnten gegensätzlichen Indizien gezwungen, den Brief, dem „Paulus... nur einen eigenhändigen Gruß zugefügt (hätte)“ (132), seinem im Präskript genannten Mitarbeiter Timotheus zuzueignen, wenn dies auch nur als Überlegung und nicht als unbezweifelbare These ausgegeben wird. Man merkt, daß Schweizer diese Lösung nicht leicht fällt, vor allem aber, daß er (beim Neudruck seiner Abhandlung 1982 wäre das möglich gewesen) den Artikel von F. Zeilinger, Die Träger der apostolischen Tradition im Kolosserbrief, in: SNTU 1 (1976) 175–190 nicht kennt, der gerade für den Abschnitt Kol 4,7–18, der für die Auffassung Schweizers „am stärksten... ins Gewicht (fällt)“ (131), eine neue und überzeugende Interpretation bietet (vgl. auch die ähnliche Erklärung von J. Gnlika, Das Paulusbild im Kolosser- und Epheserbrief, in: P. G. Müller - W. Stenger (Hgg), Kontinuität und Einheit (Fs. F. Mußner), Freiburg - Basel - Wien 1981, 179–193, ebenfalls ohne Bezug auf Zeilinger). Es ist selbstverständlich, daß sich dieses Manko im nächsten Beitrag, der die Frage der paulinischen oder nachpaulinischen Verfasserschaft ausführlich und thematisch behandelt, noch stärker bemerkbar macht als im vorausgehenden Forschungsüberblick. Die mangelnde Erkenntnis der Absicht des Verfassers des Kol, sich zur *Auto-risierung* der Glaubensverkündigung auf Paulus als Norm zu berufen, verführt Schweizer auch dazu, ganz unzutreffend von *Fälschung* (156f) zu reden bzw. von unreflektierter Pseudepigraphie (vgl. 157), während gerade das Gegenteil der Fall ist. Sehr wertvoll sind dagegen die zeitgeschichtlichen Parallelen, die Schweizer in reichem Ausmaß zu Kol 1,20 (Versöhnung des Alls) anführt und die geeignet sind, eine schwer verständliche und umstrittene Stelle durchsichtig zu machen. Das ist zugleich ein Beitrag zur Erhellung der Philosophie, die die Gemeinde von Kolossä bewegt und auf die der Brief wenigstens teilweise antwortet. Ebenso liest man mit Interesse, wie der Autor das Zurückgehen der Hinweise auf den Geist im Kol, verglichen mit den echten Paulusbriefen, zu erklären sucht. Nach Ansicht Schweizers ist „das rasche Reden vom Geist trotz aller Korrekturen in den großen Paulusbriefen gefährlich geworden“ (191), sodaß sich der Autor des Kol darin zurückhält und

anstelle dessen den Akzent auf die Christologie legt. Sch. benützt aus den schon angegebenen Gründen nicht die Gelegenheit, aus diesem Sachverhalt auf nachpaulinische Verfasserschaft zu schließen, obwohl hier der Anlaß zu dieser Schlußfolgerung nicht gering gewesen wäre! Wie schon erwähnt, bilden Erörterungen zur Ethik der ntl. Haustafeln den Abschluß des Bandes.

Unbeschadet der oben geäußerten kritischen Anmerkungen handelt es sich bei den Untersuchungen dieses Sammelbandes um für die ntl. Forschung bedeutsame Beiträge, aus denen der Leser auch bei anderer Auffassung sehr wertvolle Einblicke gewinnen kann. Für eine intensivere Benützung würde man sich ein Schriftstellenregister und vor allem für die Anfangskapitel ein Verzeichnis der besprochenen griechischen Ausdrücke und Wendungen wünschen. Bei einem Neudruck sollte auch der völlig sinnentstellte Satz S. 89, Zeile 10ff richtig aus dem Englischen übersetzt werden.

Linz

A. Fuchs

K. Kertelge (Hg), Mission im Neuen Testament (QD, 93), Freiburg 1982 (Verlag Herder), 240 Seiten, kart. DM 46,—

Es ist heute wohl in das Bewußtsein jedes Christen gedrungen, daß die Mission der Kirche in ihrer Praxis und ebenso sehr hinsichtlich ihrer theologischen Grundlagen in eine Krise geraten ist und einer neuen Hinterfragung und Begründung bedarf. Ebenso deutlich ist aber andererseits auch die Erkenntnis, daß die Kirche wesentlich und als ganze missionarisch sein muß und Missionstheologie nicht ein einzelnes Spezialgebiet, sondern ein Signum jeder christlichen Theologie darstellt. So ist es verständlich, daß auch die Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen Neutestamentler sich mit dem aktuellen Thema Mission befaßt hat und zur Klärung des Problems beitragen wollte. Der vorliegende Band bietet die Referate und Diskussionen der Würzburger Tagung (1981) in überarbeiteter Form und versucht, Missionsbegriffe und Missionskonzepte der Anfangszeit in ihrer konkreten Ausformung und ihrer bleibenden Bedeutung vorzustellen.

Die Referate von R. Pesch, G. Schneider, H. Frankemölle, K. Stock, J. Kremer, D. Zeller und N. Brox sind dabei von sehr unterschiedlicher Qualität und auch inhaltlich disparat. Neben der Erarbeitung des jeweiligen Konzeptes, das sich bei den Synoptikern und bei Paulus findet, trifft man auch sehr interessante historische Informationen an über den konkreten Anfang der urkirchlichen Missionstätigkeit bzw. einen aufschlußreichen Überblick über Theorie und Praxis der Mission in der Spätantike. Ohne daß es hier möglich ist, näher ins Detail zu gehen und alle Resul-

tate aufzuzählen, seien die Erörterungen von R. Pesch zur Mission Jesu, zur vor- und nachösterlichen Israelmission der Jünger und zur urchristlichen Heidenmission als sehr instruktiv erwähnt, was auch für den historischen Überblick gilt, den Pesch dem Abschnitt über die Voraussetzungen der Mission anfügt.

In ganz andere Richtung führt die Abhandlung von G. Schneider zum Missionsauftrag Jesu in den Evangelien. Er fragt nach inhaltlichen und strukturellen Parallelen, trennt die Stoffe traditionsgeschichtlich in Wiedererkennungserzählungen und Erscheinungsberichte mit Auftragsworten und stellt die Bezüge des Sendungsgedankens zu atl. Prophetenberufungen und zur vorösterlichen Sendung Jesu heraus. Eine Charakteristik der Missionstheologie der Evangelien macht die jeweiligen Akzente deutlich.

Der Beitrag von H. Frankemölle wendet sich von vornherein nur der Missionstheologie des Mt-Ev zu, zeichnet sich dafür aber durch ausgiebige Methodenreflexion aus. Im voraus zu speziellen Fragen stellt der Autor zum Begriff der Mission fest: „Wer anderen theologisch etwas zu sagen hat, ist missionarisch; konkreter: wer anderen eine neue Lebenspraxis, eine neue Deutung der Gesamtwirklichkeit (also auch Gottes) zu vermitteln hat, betreibt Mission“ (99). Bzw. auch: „Die Frage nach einer Missionstheologie ist . . . identisch mit der Frage nach dem Selbstverständnis und dem Selbstbewußtsein einer Glaubensbewegung“ (aaO.). Im Anschluß daran legt er starkes Gewicht auf eine synchrone Beurteilung der bekanntlich sehr problematischen Mt-Aussagen zur Juden- und Heidenmission, für deren Verständnis im Sinn des Evangelisten ein Verweis auf verschiedene Traditionsschichten oder ein zeitliches Nacheinander unzulässig wäre. Beide erklären sich einheitlich aus dem Sitz in Leben des Mt-Ev, das vom Autor geschrieben ist, um das Identifikationsproblem seiner Gemeinde als das wahre Israel, in Auseinandersetzung mit der Synagoge, die dasselbe für sich behauptet, zu lösen. Was Frankemölle vorlegt, ist sowohl in methodischer Hinsicht – wegen der Analogie für andere ntl. Schriften – von Gewicht wie im besonderen für den Entstehungshintergrund des Mt-Ev von Bedeutung. J. Kremer hebt als für die lkk Sicht der Mission typisch heraus, daß sie durch Faktoren geprägt ist, die bereits bei Apg 1,8 erscheinen: Die Jünger werden Zeugen Christi sein, in der Kraft des Geistes, bis an die Grenzen der Erde (Heidenmission). K. Stock betont für das Mk-Ev, daß es „in dem Sinne eine missionarische Schrift“ ist, „als es die exemplarische Ausbildung von Missionaren durch Jesus beschreibt“ (144), und D. Zeller entwirft eine Theologie der Mission bei Paulus, indem er die Angewiesenheit aller auf das Evangelium, das Heilsangebot durch Christus und die persönliche Berufung des Paulus erörtert. Fast ausnahmslos kann man den Abhandlungen bestätigen, daß sie die historischen Kenntnisse der urkirchlichen Mission verbreitern und die theologischen Unterlagen

klären und vertiefen. Ohne daß man, wie im Vorwort vermerkt, von solchen Referaten auch eine Überwindung der Missionskrise erwarten könnte, bieten sie für die Missionswissenschaft im engeren Sinn und für die ntl. Exegese reichen Gewinn, der auf die Dauer seine Wirkung nicht verfehlen kann.

Linz

A. Fuchs

G. Schlichting, Ein jüdisches Leben Jesu. Die verschollene Toledot-Jeschu-Fassung Tam u-mu'ad (WUNT, 24), Tübingen 1982 (Verlag J. C. B. Mohr), XVI + 292 Seiten, Ln. DM 198,–

Bei der Toledot Jeschu-Literatur handelt es sich um volkstümliche jüdische Leben-Jesu-Bücher, die zumindest bis in das 9. Jh. zurückgehen und die in vielen Fassungen und Variationen verbreitet wurden. Wegen ihrer argen Verzerrung der Lebensgeschichte Jesu und seiner Bedeutung riefen sie häufig „Entrüstung auf christlicher Seite und öffentliche Ablehnung auf jüdischer Seite“ (5), hier vor allem wegen ihrer groben Polemik hervor, die vielfach als Parodie auf die Evangelien verstanden wurde und die deshalb gefährlich werden konnte. Die vorliegende Version gehört zu den gemäßigten Formen und stellt die materialmäßig umfangreichste dar. Forschungsgeschichtlich werden diese Volksbücher in zunehmendem Maß in ihrer Bedeutung für den christlich-jüdischen Dialog erkannt.

Der gelehrte Verfasser, der sich ein Leben lang mit dieser Literatur beschäftigt hat, bietet nach einem einleitenden Überblick über die bisherige Forschung ausführliche Informationen über Handschriften und Druck, sprachliche Form, Sitz im Leben, theologischen Gehalt und Komposition des Buches. Hieran schließt sich – jeweils auf gegenüberliegenden Seiten – der hebräische Text und die deutsche Übersetzung, die nach Sinnabschnitten gegliedert und mit Zwischentiteln versehen ist. Darauf folgt ein sehr gründlicher Kommentar des Herausgebers und eine Motivsynopse der im Druck erschienenen Toledot Jeschu-Versionen. Bibliographie und ein Bibelstellenverzeichnis runden die Ausgabe ab.

Der christliche Leser erfährt aus dieser wissenschaftlichen Neuausgabe nicht nur viel über vergangene Polemik (Maria Opfer eines Verführers, Jesus als Zauberer und religiöser Volksverführer, Diebstahl und Schändung des Leichnams Jesu, usw.), sondern auch über den Toraeifer jüdischer Kreise und die Art ihrer Abwehr der Judenmission von seiten der Christen (23f). Wiederholt wird man, besonders nach der Lektüre des Buches von A. Strobel zum Prozeß Jesu, auf den Hintergrund des Konfliktes Jesu mit den jüdischen Instanzen seiner Zeit aufmerksam und werden aus dem NT bekannte Stellen und Sachverhalte durch Text und Kommentar

deutlicher und verständlicher. So liest man dieses Buch, obwohl es sich in erster Linie um ein Dokument der historischen Beziehungen zwischen Juden und Christen handelt, auch unter biblischem Aspekt mit Gewinn; dem Autor gebührt für seine große Mühe der Dank des Lesers.

Linz

A. Fuchs

F. Siegert, Nag-Hammadi-Register. Wörterbuch zur Erfassung der Begriffe in den koptisch-gnostischen Schriften von Nag-Hammadi mit einem deutschen Index (WUNT, 26), Tübingen 1982 (Verlag J. C. B. Mohr), XXVI + 383 Seiten, geb. DM 138,—

Für Forscher auf dem Gebiet der Gnosis, insbesondere der gnostischen Schriften von N.H., wird dieses spezielle Wörterbuch einen ersten vorläufigen Dienst leisten können. Es erfaßt alle Stellen der wichtigen Begriffe und eine Auswahl der übrigen in einem koptischen Register (1–198). Die griechische Liste enthält alle Ausdrücke der griechischen Texte von N.H. und auch der im koptischen Teil zitierten (199–328). Auf den Zahlenteil (329–333) folgen Indices der zitierten lateinischen Wörter, der Bibelstellen und ein Wörter- bzw. Begriffsindex, der die deutschen Äquivalente alphabetisch anführt. Das Wörterbuch wird vor allem für Religionswissenschaftler seinen Nutzen erweisen können.

Linz

A. Fuchs

Korrekturen zu SNTU 6/7 (1981–1982):

S. 24, Anm 4: *Schwiegermutter*; ursprünglich; S. 25, Anm. 4: vgl. S. 39 und 64f (statt 33 bzw. 66); S. 30: verglichen mit 4-, 17- und 8mal; S. 52: ergibt; S. 59: wie weit; S. 60, Anm. 111: Siehe Anm. 11; S. 61: 12,23 (statt 1,23); S. 66, Anm. 129: „erklärt“; S. 67: *Möglichkeiten*, wie.

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie A (= Aufsätze), Band 6/7:

FRANZ MUSSNER

Der Messias Jesus

ALBERT FUCHS

Entwicklungsgeschichtliche Studie zu Mk 1,29–31 par Mt 8,14–15 par Lk 4,38–39

DAVID CATCHPOLE

The ravens, the lilies and the Q hypothesis. A form-critical perspective on the source-critical problem

CLAUS-PETER MÄRZ

„... mich habt ihr nicht allezeit“. Zur Traditionsgeschichte von Mk 14,3–9 und Parallelen

FRANZ MUSSNER

Die Gemeinde des Lukasprologs

MICHAEL THEOBALD

Das Gottesbild des Paulus nach Röm 3,21–31

FRANZ LAUB

Verkündigung und Gemeindeamt. Die Autorität der ἡγούμενοι Hebr 13,7.17.24

HEINZ GIESEN

Heilszusage angesichts der Bedrängnis. Zu den Makarismen in der Offenbarung des Johannes

REZENSIONEN

STUDIEN ZUM NEUEN TESTAMENT UND SEINER UMWELT

Serie B (= Monographien), Band 6:

D. P. SECCOMBE

Possessions and the Poor in Luke-Acts, Linz 1983

Nach Ansicht des Verfassers wenden sich das Lk-Ev und die Apg bezüglich des Themas „Reichtum und Besitz“ nicht an die Armen, sondern vermitteln den Reichen Richtlinien und Räte in ihrem Verhalten gegenüber den Benachteiligten. Das Thema trifft also Aussagen über die wahre Jüngerschaft, die für die Theologie besonders in der Welt von heute von größter Bedeutung sind.